

ARTISET

Ausgabe 06 | 2024

Das Magazin der Dienstleister für
Menschen mit Unterstützungsbedarf



Im Fokus

Das Leben selbst bestimmen

CURAVIVA

Datenbasierte Pflegeentwicklung: Drei
Expertinnen berichten über ihre Erfahrungen

INSTITUT

Vorschläge für die Begleitung von Menschen
mit Beeinträchtigung und Demenz

YOUViTA

Gemeinsam zukunftsweisende Ideen für
Probleme im familiären Bereich entwickeln

Interprofessionelle Zusammenarbeit in Alters- und Pflegeheimen am Beispiel der Oase Gruppe und der Emeda AG

Bestmögliche Selbstbestimmung auch im Alter gehört für viele zu einer guten Lebensqualität. Bei der Oase Gruppe finden ältere Menschen deshalb individuelle und für ihre Bedürfnisse stimmige Wohnformen. Von kerngesund bis zu Demenz, Alzheimer oder anderen Krankheitsbildern: Jede Bewohnerin und jeder Bewohner kann dank massgeschneiderten Wohnangeboten unabhängig des gesundheitlichen Zustands selbstbestimmt leben. Die Oase Gruppe ist ein Unternehmen, das schweizweit verschiedenste Wohnkonzepte für Wohnen im Alter, betreutes Wohnen, Pflege von betreuungsbedürftigen Personen sowie für Langzeit- und Palliativ-Pflege betreibt.



Im Interview Nathalie Balcon, CEO Oase Gruppe

Zusammenarbeit

Wie kam es zur Zusammenarbeit zwischen der Oase Gruppe und der Emeda AG?

Um die ärztliche Betreuung sicherzustellen, ist es unsere Pflicht, an unseren Standorten jeweils einen «Heimarzt» an unserer Seite zu haben. Wir waren jedoch lange erfolglos auf der Suche nach Hausärztinnen und -ärzten, die unsere Oasen betreuen. Deshalb ist die Zusammenarbeit mit Emeda ein Glücksfall für uns. Von bald acht Oase-Standorten betreut Emeda inzwischen bereits sechs.

Welche Vorteile bringt diese Zusammenarbeit den Oase-Bewohnenden?

Die Emeda-Hausärztinnen und -ärzte sowie die Pflege-Teams der Standorte haben gemeinsame Prozesse definiert und umgesetzt, um jederzeit eine qualitativ hochwertige Betreuung gewährleisten zu können. Die Bewohnerinnen und Bewohner schätzen diesen zuverlässigen Service sehr. Auch für die ganze Gruppe ist der interprofessionelle Ansatz ein grosser Vorteil: Wir können gemeinsam Prozesse vereinheitlichen und optimale Abläufe gestalten. Die Zusammenarbeit zwischen der Oase Gruppe und Emeda verläuft partnerschaftlich und mit demselben Ziel im Fokus: unseren Bewohnenden die bestmögliche Betreuung zu ermöglichen.

Integrierte Versorgung und Gesundheitsvorsorge

Wie unterstützt Emeda die Oase Gruppe bei der Gesundheitsvorsorge der Bewohnenden?

Die Emeda Hausärztinnen und -ärzte besuchen uns regelmässig mehrmals pro Monat in den Standorten und führen mit dem Pflege-Team vor Ort Visiten durch. Die Ärztin / der Arzt besucht unsere Bewohnenden also persönlich und kann sich mit ihnen wie auch den Angehörigen austauschen. Doch das ist nicht der einzige Vorteil: Emeda ist für uns stets erreichbar – sei es bei Fragen oder Notfällen. Diese Sicherheit gibt uns und unseren Bewohnenden ein gutes Gefühl.

Wie erfolgt die Abstimmung zwischen Ärztinnen/Ärzten und Pflege, um eine integrierte Versorgung sicherzustellen?

Unser gemeinsames Pflege-Dokumentationssystem ermöglicht ein umfassendes Bild über den Zustand der Bewohnenden. Die Pflege sorgt jeweils auch für gute Verlaufsdocumentationen. Vor Visiten bereiten sich beide Teams über dieses System vor und sind dadurch stets auf dem aktuellen Stand.

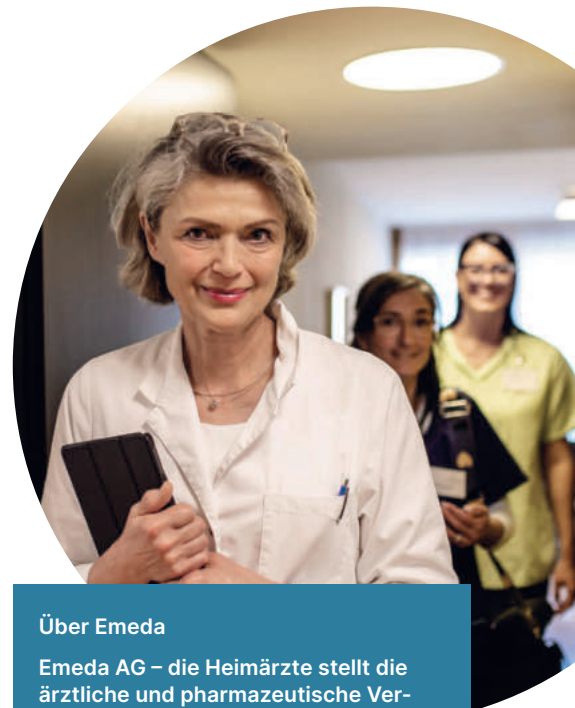
Welche Rolle spielen regelmässige Besprechungen und die gemeinsame Planung in dieser Zusammenarbeit?

Der Austausch findet auf verschiedenen Ebenen statt und ist die Basis für unsere erfolgreiche Zusammenarbeit. Ein interdisziplinäres Team beider Unternehmen trifft sich zudem alle vier Monate, um anhand von Fallbesprechungen und Prozess-Evaluationen die stetige Weiterentwicklung sicherzustellen. Auch die Führungspersonen beider Unternehmen arbeiten regelmässig an gemeinsamen Visionen und Zielen.

Wohlbefinden für Bewohnende und deren Angehörige

Wie wirkt sich diese Zusammenarbeit auf Wohlbefinden und Lebensqualität von Bewohnenden, Angehörigen und Pflege-Personal aus?

Dank der engen und langfristigen Zusammenarbeit kennt Emeda Werte und Vision der Oase Gruppe gut. Diese Klarheit führt zu einer sicheren und umfassenden Betreuung, die auch individuelle Bedürfnisse und Wünsche berücksichtigen kann. Das fördert die Autonomie der Bewohnenden und steigert deren Wohlbefinden – was sie und ihre Angehörigen sehr positiv aufnehmen. Auch das Pflege-Personal schätzt diese Klarheit und hat dank durchdachten Abläufen sowie guter Kommunikation mehr Zeit für die Bewohnerinnen und Bewohner.



Über Emeda

Emeda AG – die Heimärzte stellt die ärztliche und pharmazeutische Versorgung in Alters- und Pflege-Einrichtungen sicher. Die persönliche Betreuung ist Emeda ein grosses Anliegen. Ihre Ärztinnen und Ärzte sind deshalb fix Alters- und Pflege-Einrichtungen zugeteilt und arbeiten im Team eng mit der Pflege vor Ort zusammen. Darüber hinaus steht Emeda den Alters- und Pflege-Einrichtungen mit einem ärztlichen Hintergrunddienst an 365 Tagen während 24 Stunden telefonisch zur Seite. www.emeda.ch

Editorial

«Alle Menschen haben ein Recht darauf, ihr Lebensumfeld selbst zu bestimmen und sich als Individuum frei zu entfalten.»

Elisabeth Seifert, Chefredaktorin



Liebe Leserin, lieber Leser

Sie schätzen es zweifellos sehr, selbst bestimmen zu können, wo und wie Sie leben möchten. Sobald wir das Erwachsenenalter erreicht haben, gehört es zu unseren Rechten, unseren Wohnort und unser Lebensumfeld frei zu wählen. Neben einer sinnstiftenden Tätigkeit ermöglicht das Recht, unser Wohnen selbst bestimmen zu können, unser Ich auszudrücken, uns als selbstwirksam wahrzunehmen – und damit auch unseren Teil zur Gestaltung der Gesellschaft beizutragen.

Dies bedeutet, dass all jene Menschen, die ihr Lebensumfeld nicht selbst bestimmen können, in ihrer persönlichen Entwicklung eingeschränkt sind. Solche Einschränkungen sind für viele Menschen mit Behinderungen – noch – eine oft lebenslange Realität. Betroffen sind aber auch betagte Menschen, die aufgrund altersbedingter Beeinträchtigungen ihr Wohnumfeld nicht mehr selbst bestimmen können. Und junge Menschen aus schwierigen familiären Verhältnissen erfahren beim Übergang ins Erwachsenenalter grosse Schwierigkeiten, sich ein selbstbestimmtes Leben samt aller Entwicklungsmöglichkeiten aufzubauen.

Im Verlauf der letzten zehn Jahre, seit die Schweiz im Jahr 2014 die UN-Behindertenrechtskonvention unterzeichnet hat, ist das gesellschaftliche Bewusstsein dafür gewachsen, dass alle Menschen ein Recht darauf haben, ihr Lebensumfeld frei zu bestimmen.

Auch wenn einiges in Bewegung gekommen ist, gibt es noch viel zu tun, um die Postulate umzusetzen. Und zwar von allen Teilen der Gesellschaft: Aufseiten der Behörden respektive der Politik geht es darum, auf den verschiedenen Staatsebenen neue Rahmenbedingungen einschliesslich der dafür nötigen Finanzierung zu schaffen (Seite 9). Die Leistungserbringer stehen vor der Herausforderung, eine Vielfalt

an Wohn- und Unterstützungsmöglichkeiten zur Verfügung zu stellen (Seiten 12, 15). Viel Mut und Engagement braucht es auch von den begleiteten Menschen, wie unsere Porträts des Ehepaars Donato Lorusso und Natascha Oberholzer aus St. Gallen sowie der beiden Careleaverinnen Celina und Thalya aus Genf zeigen (Seiten 6, 27)).

All diese Bemühungen sind aber nur erfolgreich, wenn jeder und jede Einzelne offen dafür ist, das Potenzial von Menschen zu erkennen, die «anders» sind: «Die grosse gesellschaftliche Herausforderung besteht darin, verschiedene Formen der Handlungsfähigkeit zu erkennen und nicht nur jene, die produktivitäts- und leistungsorientiert ist», sagt Jean-Michel Bonvin, Professor für Sozialpolitik an der Uni Genf (Seite 20).

In unserem Teil «Aktuell» möchte ich Sie auf unser Gespräch mit Jessica Schnelle, der Leiterin Soziales in der Direktion Gesellschaft & Kultur beim Migros-Genossenschaft-Bund, aufmerksam machen: So gibt es seit diesem März auch Förderbeiträge für die strategische Weiterentwicklung von gemeinnützigen Organisationen (Seite 36). Interessant ist auch zu erfahren, wie Pflegeinstitutionen seit vielen Jahren mittels medizinischer Qualitätsindikatoren die datenbasierte Pflegequalitätsentwicklung vorantreiben (Seite 32). ■

Titelbild: Die Careleaverinnen Celina und Thalya im Theater Comédie de Genève. Im Rahmen eines Theaterprojekts verarbeiteten sie wesentliche Stationen ihres bisherigen Lebens. Foto: amn

Die Schweiz sucht die besten Produkte aus Integrationsbetrieben



Mit Publikumspreis «Best of the Best» – präsentiert von sozjobs.ch

Socialstore Award 2024

Ausgezeichnete Produkte aus Integrationsbetrieben

→ **jetzt teilnehmen** ←

Die Socialstore Awards sind eine Auszeichnung für Produkte und Innovationen aus sozialen Institutionen der Schweiz.

Die Preise werden in 4 Kategorien vergeben:

★ Mitwirkung ★ Deko & Wohnen ★ Kinder & Spiele ★ Firmengeschenke ★

Teilnahmeschluss ist der 10. September 2024. Die Preisverleihung findet am 8. November 2024 anlässlich der Tagung von INSOS in der Eventfabrik Bern statt.

Alle weiteren Informationen und das Teilnahmeformular auf
www.socialstore.ch

Patronat

INSOS

Veranstalter

 **socialstore.ch**
Produkte von Integrationsbetrieben der Schweiz.

Presenting Partner & Exklusive Partner «Best of the Best»

sozjobs.ch

Der Stellenmarkt für Sozial- und Gesundheitsberufe

Presenting Partner

funk

Inhalt



Im Fokus

- 06 Zwei Pioniere: Natascha Oberholzer und Donato Lorusso aus St. Gallen
- 09 Hohe Dynamik in der politischen Debatte
- 12 Seniorenresidenz in Porrentruy: Menschen im Alter gestalten das Wohnen mit
- 16 Altra Schaffhausen: Die Transformation fordert die Behinderteninstitutionen
- 20 Selbstbestimmung geht nicht ohne Befähigung – ein Experte erklärt
- 24 Celina und Thalya aus Genf: Hürden auf dem Weg in die Selbstständigkeit meistern
- 28 Die Achtung der Individualität ist seit 100 Jahren ein Postulat der Anthroposophie

kurz & knapp

- 30 Ein Messinstrument fürs «Gute Leben»

Aktuell

- 32 Medizinische Qualitätsindikatoren: Drei Expertinnen erläutern ihre Arbeit damit
- 36 Förderbeiträge für Strategieentwicklung
- 40 Ein Innovation Booster nimmt sich Herausforderungen von Familien an
- 43 Der Wiedereinstieg in die Pflege
- 45 Natur und Sport geben Hoffnung
- 46 Menschen mit Beeinträchtigung und Demenz begleiten

Politische Feder

- 50 Daniel Frei, Co-Präsident Artiset Zürich

Impressum: Redaktion: Elisabeth Seifert (esf), Chefredaktorin; Salomé Zimmermann (sz); Anne-Marie Nicole (amn); France Santi (fisa); Jenny Nerlich (jne) • Korrektorat: Beat Zaugg • Herausgeber: ARTISET • 3. Jahrgang • Adresse: ARTISET, Zieglerstrasse 53, 3007 Bern • Telefon: 031 385 33 33, E-Mail: info@artiset.ch, artiset.ch/Magazin • Geschäfts-/Stelleninserate: Zürichsee Werbe AG, Fachmedien, Tiefenastrasse 2, 8640 Rapperswil, Telefon: 044 928 56 53, E-Mail: markus.haas@fachmedien.ch • Vorstufe und Druck: AST&FISCHER AG, Seftigenstrasse 310, 3084 Wabern, Telefon: 0319631111 • Abonnemente: ARTISET, Telefon: 0313853333, E-Mail: info@artiset.ch • Jahresabonnement Fr. 125.– • Erscheinungsweise: 8 x deutsch (je 4600 Ex.), 4 x französisch (je 1400 Ex.) pro Jahr • WEMF/KS-Beglaubigung 2023 (nur deutsch): 3167 Ex. (davon verkauft 2951 Ex.) • ISSN: 2813-1355 • Nachdruck, auch auszugsweise, nur nach Absprache mit der Redaktion und mit vollständiger Quellenangabe.



DIE NATÜRLICHEN FARBEN
ZERTIFIZIERT MIT
CRADLE TO CRADLE



Pionierarbeit fürs Leben



Nach einem Wohntraining mit Haushalts- und Finanzschulungen zogen Donato Lorusso und Natascha Oberholzer in die eigene Wohnung. Foto: Anna-Tina Eberhard

Natascha Oberholzer und Donato Lorusso leben seit über zwanzig Jahren selbständig in einer gemeinsamen Wohnung. Sie gehörten zudem zu den ersten Mitarbeitenden des ersten inklusiven Hotels in der Schweiz. Die beiden erzählen von ihren Erfahrungen damals und heute und wie sie ihre Selbständigkeit im Alltag einschätzen.

Von Salomé Zimmermann

Mitten in der Stadt St. Gallen an zentralster Lage steht das Hotel Dom. Es bietet eine Arbeitsstätte für Menschen mit Beeinträchtigungen – und das seit 26 Jahren. Während das Konzept heutzutage auch andernorts verbreitet ist, war das Hotel Dom in den 90er-Jahren das erste Hotel der Schweiz mit inklusiver Belegschaft. «Es brauchte den Mut der ersten Mitarbeitenden, dieses Experiment zu wagen – ohne zu wissen, ob das Konzept funktioniert», sagt Ruth Kulcsar Meienberger, die das Hotel 1998 gründete und zusammen mit Gaby Heeb während der ersten Jahre leitete. Zwei dieser Mitarbeitenden, Donato Lorusso und Natascha Oberholzer, die zum Ursprungsteam gehörten, erzählen, wie es damals war und wie es ihnen heute geht. Ein Besuch beim Paar zuhause im Quartier Wolfganghof in St. Gallen gibt Aufschluss. Die beiden leben in einer

«Es war eine riesige Chance, wir leisteten Pionierarbeit im Hotel Dom und kamen deswegen sogar im Fernsehen.»

Natascha Oberholzer

Wohnung zusammen mit ihren beiden Wellensittichen und erzählen gern von ihren Erfahrungen. «Lustig, dass wir uns ausgerechnet heute sehen, am Abend findet nämlich wieder einmal ein Treffen der ehemaligen Mitarbeitenden vom Hotel Dom statt», merkt Natascha Oberholzer an. Sie ist sehr offen und interessiert am Weltgeschehen, denn «bei uns zuhause wurde auch viel diskutiert, mit einem Vater, der Politiker war». Sie hat auch heute noch ein gutes Verhältnis zu ihm und den Geschwistern. «Meine Eltern haben mich immer gut verstanden und mich nicht zurückgebunden», zeigt sie sich dankbar.

Prominenz zu Besuch

Natascha Oberholzer und Donato Lorusso sind zur Zeit ihrer Tätigkeit im Hotel Dom noch kein Paar, sie wurden beide direkt von Ruth Kulcsar Meienberger und Gaby Heeb angefragt, ob sie Interesse hätten. Ruth Kulcsar Meienberger hatte ein ähnliches Hotelprojekt in Hamburg besucht und war motiviert, das Gleiche in der Schweiz auszuprobieren. «Wir waren etwa dreissig Jahre alt damals», sagt Donato Lorusso, der aus dem Thurgau stammt. «Es war meine erste Stelle im ersten Arbeitsmarkt, vorher habe ich in einer geschützten Werkstatt in der Reinigung und in der Küche gearbeitet», erzählt Natascha Oberholzer, die im Kanton St. Gallen aufwuchs. Im Hotel Dom wirkte sie im Restaurant im Service. Donato Lorusso arbeitete als Portier im Hotel und auch bei der Zimmerreinigung. Vorher sei er bei einer Institution für Hirnverletzte tätig gewesen. «Ich hatte auch mit Prominenz zu tun, die ich bediente», sagt Natascha Oberholzer stolz, «beispielsweise war Paul Rechsteiner, der ehemalige National- und Ständerat, bei uns zu Gast.» Ihr gefiel die Vielseitigkeit der Arbeit, die Bestellungen für Kaffee und Tee etwa liefen auch über sie. Als besonders anspruchsvoll hat sie in Erinnerung, dass man im Kontakt mit den Gästen gut drauf sein musste, auch wenn es einem grad nicht so gut ging. «Es war eine riesige Chance, diese Arbeit, wir leisteten Pionierarbeit und kamen deswegen sogar im Fernsehen», so Natascha Oberholzer. «Mit der Zeit und zunehmendem Erfolg wurde die Arbeit immer strenger», →

WOHNEN IM WANDEL

Der Branchenverband Insos organisiert zum zweiten Mal eine Fachtagung zum Thema «Wohnen im Wandel. Mitgestalten eines lebendigen und diversen Sozialraums» in Bern. Die Tagung ist interaktiv und findet mit Simultanübersetzung Deutsch und Französisch statt.



«Wir können heute selbständiger leben, früher wurde mehr über mich entschieden.»

Donato Lorusso

sagt Donato Lorusso, das war sein Grund für einen Wechsel der Stelle. Natascha Oberholzer musste mit der Arbeit im Hotel Dom aufhören, nachdem sie einen Epilepsieanfall hatte und in der Küche auf den harten Steinboden gefallen war. Zum Glück hörten die Anfälle an der neuen Arbeitsstelle wieder auf.

Wohntraining und Selbständigkeit

Und wo sind sie jetzt beschäftigt? Donato Lorusso ist beim Verein «mensch-zuerst» tätig, während Natascha Oberholzer mittlerweile beim sozialen Unternehmen «dreischübe» beim Versand von Produkten, vor allem für die Bäckerei, mitarbeitet. «Ich muss dort sehr genau arbeiten, ich erstelle unter anderem Geschenkpakete», sagt sie.

Die Arbeit im Hotel Dom half den beiden, selbständiger zu werden. In der Zeit vor ihrer Tätigkeit waren beide zudem bereits in einer Wohntrainingsgruppe, um zu lernen, was es braucht für das selbständige Wohnen ausserhalb von Institutionen – ein grosser Schritt für beide. Bei der Arbeit im Hotel Dom verliebten sich die beiden ineinander. Nachdem sie das Haushalten und das Finanzielle beherrschten, zogen sie in eine gemeinsame Wohnung und heirateten vor ungefähr 20 Jahren. Und wie selbständig leben sie heute? «Wir machen alles selber, haben aber beide schon lange einen Beistand, seit 2020 genügt jedoch eine Begleitbeistandschaft – wir machen nun auch unsere Finanzen selber», ist Donato Lorusso sichtlich stolz. Einmal pro Monat erhalten sie Besuch von der Wohnbegleitung, die bei Fragen hilft, auch bei Bedarf kommt sie. Und dieser Bedarf ist im Moment gegeben, denn das Internet funktioniert nicht mehr und die Telekommunikationsgesellschaft konnte nicht helfen. Natascha Oberholzer erzählt auch von einem Schein-Wettbewerbsgewinn, der mit einem Besuch von einem Vertreter verbunden war. Der habe ihr trotz ihres Widerstands ein teures technisches Gerät aufgedrängt, mit Hilfe des Vorstands konnte der schlechte Handel rückgängig gemacht werden. Es wird klar, die beiden wissen sich zu helfen, auch als es etwa darum ging, einmal nach Mallorca in die Ferien zu gehen – noch heute erzählen sie ganz begeistert davon.

Sich gegen doofe Sprüche wehren

Was hat sich verändert in all den Jahren, im Vergleich zur Zeit, als sie im Hotel Dom tätig waren? «Wir können heute selbständiger leben», so Donato Lorusso, «früher wurde

mehr über mich entschieden.» Insgesamt hätten Menschen mit Beeinträchtigungen mehr Möglichkeiten, ist Lorusso überzeugt, er selber konnte beispielsweise noch keine Lehre machen damals. Darunter leide dann auch der Lohn, wie Donato Lorusso anmerkt. Natascha Oberholzer meint in Bezug aufs liebe Geld: «Wir können uns und unsere finanziellen Möglichkeiten recht gut einschätzen. Schön wäre, wenn wir uns ab und zu Ferien leisten könnten, die etwas mehr kosten dürfen.» Die Gesellschaft empfinden sie nicht als offener gegenüber Menschen mit Einschränkungen. Sie hören nach wie vor regelmässig doofe Sprüche von jungen Menschen. «Wir Personen mit Handicap können uns meistens nicht gut wehren, wir trauen uns nicht», meint Natascha Oberholzer. Einmal an der Olma habe sie jedoch ihren ganzen Mut zusammengenommen und eine Gruppe junger Männer, die sich breitmachten, beiseite geschoben. Sie engagiert sich auch im Insos-Rat als Selbstvertreterin, um sich und anderen mehr Gehör zu verschaffen. Zudem mag sie es, mit Menschen im Austausch zu sein, und besucht so viele Kurse und Weiterbildungen wie möglich. Sie geht auch gerne an Freizeittreffs, denn «für Personen mit Handicap ist es nicht so einfach, in den Ausgang zu gehen». ■

HOTEL DOM

Das Dreisternehotel Dom mit 40 Zimmern liegt mitten im zentralen Klosterviertel und bietet Raum zum Schlafen, zum Essen und für Sitzungen und Bankette. Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf können im Hotel mit Anleitung zu Selbstverantwortung und Selbstständigkeit ihre beruflichen, sozialen und intellektuellen Fähigkeiten weiterentwickeln. Vor 26 Jahren wurde das inklusive Hotel als erstes seiner Art gegründet. Heute sind rund 55 Personen an unterschiedlichen Arbeit- und Ausbildungsplätzen tätig. Die Mitarbeitenden wirken in der Küche, im Service, an der Réception, in der Etagenreinigung sowie in der Wäscherei und im Nähatelier. Die Lernenden absolvieren eine Ausbildung als Hotelfach-Person, Koch, Kauffrau, Restaurations-, Küchen- oder Hotellerie-Angestellte. Sie werden von qualifizierten Fachpersonen aus Hotellerie und Agogik begleitet. Das Hotel unterstützt seine Mitarbeitenden und Lernenden auch bei der Suche nach Praktikums- und Ausbildungsplätzen. Dank Kooperationen mit unterschiedlichen Partnern aus dem ersten Arbeitsmarkt sind externe Praktika oder der Abschluss einem Betrieb im ersten Arbeitsmarkt möglich. Die Zusammenarbeit mit dem Open Art Museum für schweizerische Naive Kunst und Art Brut führt zu Bildern und Skulpturen aus dessen Sammlung in den Räumlichkeiten des Hotels.

→ www.hoteldom.ch

Der Bund ist ein wichtiger Taktgeber

Vor gut drei Jahren hat der Vorstand der Sozialdirektorenkonferenz (SODK) eine Vision für das selbstbestimmte Wohnen von betagten Menschen und Menschen mit Behinderung formuliert. Wo steht die Politik heute? Es sei eine grosse Dynamik auf allen Staatsebenen zu beobachten, betonen zwei Vertreter des SODK-Generalsekretariats. Zwingend nötig sei jetzt eine Klärung auf Bundesebene.

Von Elisabeth Seifert

«Betagte Menschen und Menschen mit Behinderungen wählen bis im Jahr 2030 ihren Wohnort in der Schweiz und ihre Wohnform so selbstbestimmt und frei wie Menschen ohne Behinderung. Sie sollen dieselben Wahlmöglichkeiten wie Menschen ohne Betreuungsbedarf haben. Sie wählen die Wohnform selbst und definieren gemeinsam mit der zuständigen Stelle, welche Leistungen sie benötigen. Das Unterstützungsangebot ist bedarfsgerecht und fördert ein selbstbestimmtes Leben. (...) Mit bedarfsgerechter und angemessener Unterstützung können Personen privat zu Hause wohnen, wenn sie dies wünschen.»

So lauten auszugsweise die Postulate der «Vision» für das «selbstbestimmte Wohnen von betagten Menschen und Menschen mit Behinderungen», die der Vorstand der Konferenz der kantonalen Sozialdirektorinnen und Sozialdirektoren (SODK) vor gut drei Jahren, Ende Januar 2021, beschlossen hat. Indem die Vision explizit beide Gruppen einbezieht, folgt sie der UN-Behindertenrechtskonvention, die ebenfalls keinen Unterschied macht, ob jemand in jüngeren Jahren Hilfe

benötigt oder erst aufgrund des hohen Alters gleichsam «neu behindert» wird.

Aufbrechen alter Strukturen

Mit seiner Vision bekennt sich der SODK-Vorstand zu einem eigentlichen Paradigmenwechsel in der Begleitung von Menschen mit Unterstützungsbedarf, der alles andere als leicht und schnell zu bewerkstelligen ist. «Es braucht viel, um die alten Strukturen aufzubrechen», beobachtet Remo Dörig, stellvertretender Generalsekretär der SODK. Gemäss den seit vielen Jahren geltenden Strukturen und Finanzierungsmechanismen haben viele Menschen mit Behinderung vor allem innerhalb von Institutionen Zugang zu Betreuungsangeboten – und nicht in einer selbst gemieteten Wohnung. Damit aber ist es für sie kaum möglich, die Wohnform und den Wohnort selbstbestimmt zu wählen. Eine ähnliche Problemstellung besteht auch bei Menschen im hohen Alter: Aufgrund fehlender oder für sie nicht bezahlbarer Betreuungsleistungen können sie nicht in ihrem vertrauten Wohnumfeld bleiben und müssen dann möglicherweise gegen ihren

Wunsch früher als nötig in eine Institution eintreten.

Und dennoch: In den letzten Jahren sei auf allen Ebenen des föderalen Systems, der Ebene des Bundes, der Kantone und der Gemeinden, eine grosse Dynamik feststellbar. Dies unterstreichen Remo Dörig und Thomas Schuler, der Fachbereichsleiter Behindertenpolitik im SODK-Generalsekretariat. Die neue Dynamik erkläre sich etwa damit, dass die Forderungen der UN-BRK immer stärker im Bewusstsein der Behörden verankert seien. Zudem zwingt der demografische Wandel dazu, namentlich für betagte Menschen neue, den Bedürfnissen angepasste und für alle Beteiligten finanzierbare Lösungen zu finden. Und ganz generell erfordere der finanzielle Druck, so Schuler und Dörig, das bestehende Unterstützungssystem zu überprüfen.

Verflechtungen zwischen den Staatsebenen

Eine grosse Herausforderung, um die Angebotslandschaft neu zu strukturieren, sind die Verflechtungen zwischen den Staatsebenen bei der Bereitstellung und der Finanzierung entsprechender →



«Das Commitment der Kantone erkennt man auch daran, dass an den von Mitte Mai bis Mitte Juni erstmals national durchgeführten Aktionstagen Behindertenrechte alle Kantone mitmachen.»

Thomas Schuler, Fachbereichsleiter
Behindertenpolitik der SODK

Unterstützungsleistungen. Im heutigen rechtlichen Rahmen liegt die Zuständigkeit für Betreuungsleistungen sowohl im Alter als auch für Menschen mit Behinderung grundsätzlich bei den Kantonen und Gemeinden. Im Bereich der Finanzierung über die Systeme der sozialen Sicherheit hat der Bund aber bestimmte Einflussmöglichkeiten: Möglich ist eine Finanzierung von Betreuung über die Ergänzungsleistungen (EL) zu AHV und IV oder auch über die Hilflosenentschädigung (HE). Aktuell erfolgen die Leistungen des Bundes vor allem indirekt, nämlich über Finanzhilfen an nationale Organisationen im Alters- und im Behindertenbereich, die dann bestimmte Dienstleistungen erbringen. Neben der indirekten Hilfe bringt sich der Bund auch direkt ein – nämlich über die IV-Assistenzbeiträge, die namentlich Menschen mit körperlichen Behinderungen ein selbstbestimmtes Wohnen in den eigenen vier Wänden ermöglichen.

Entsprechend ihrer grundsätzlichen Zuständigkeit haben sich in den letzten Jahren viele Kantone auf den Weg gemacht, um Unterstützungsleistungen zu schaffen, die ein möglichst selbstbestimmtes Wohnen ermöglichen. Neue gesetzliche Grundlagen sind dabei insbesondere zur Unterstützung ambulanter Angebote für Menschen mit Behinderungen geschaffen worden. Die beiden grossen Kantone Zürich und Bern haben Anfang Jahr die Subjektfinanzierung eingeführt, was es

den begleiteten Menschen ermöglicht, die benötigten Unterstützungsleistungen selbstbestimmt einzukaufen und auch zu bestimmen, in welchem Wohnsetting sie diese beziehen wollen. Ähnliche Gesetze haben etwa auch die beiden Basel oder der Kanton Zug. Und viele weitere Kantone sind unterwegs dorthin. Das Commitment der Kantone erkenne man, so Thomas Schuler, auch daran, dass an den von Mitte Mai bis Mitte Juni erstmals national durchgeführten «Aktionstagen Behindertenrechte» alle Kantone mitmachen.

Es braucht Klärungsarbeit auf Bundesebene

Die Alterspolitik in den Kantonen indes ist – noch – stark auf die im stationären oder ambulanten Bereich erbrachten Pflegeleistungen ausgerichtet. Die Bereitstellung von darüber hinausgehenden Betreuungsangeboten, die den Verbleib in einer eigenen Wohnung ermöglichen würde, ist vielfach lückenhaft und muss von den betagten Menschen selbst bezahlt werden, unabhängig von ihren finanziellen Verhältnissen. Die beiden Vertreter der SODK betonen, dass in vielen Kantonen zwar mittlerweile umfassende Leitbilder und Altersstrategien entwickelt worden sind. Es fehlen aber noch die gesetzlichen Grundlagen und damit auch die Finanzierung entsprechender Betreuungsangebote. Für Remo Dörig und Thomas Schuler wäre es zudem sehr sinnvoll,

wenn die Kantone die beiden Politikbereiche Alter und Behinderung im Geist der SODK-Vision künftig noch besser zusammendenken.

Entscheidende Fortschritte in Richtung einer Umsetzung der in der SODK-Vision auf der Grundlage der UN-BRK formulierten Postulate erwarten Schuler und Dörig von der Gesetzgebungsarbeit auf Bundesebene. Dörig: «Der Bund ist in vielen Bereichen, gerade wenn es um die Finanzierungen von Betreuungsleistungen geht, ein wichtiger Taktgeber.» Das heisst: Die Regelungen auf Bundesebene haben Auswirkungen auf die Ausgestaltung der Leistungen und Finanzierungen der anderen Staatsebenen.

In den letzten Jahren ist einige Betriebsamkeit vonseiten des Parlaments zu beobachten, ganz besonders bei der Sozial- und Gesundheitskommission des Nationalrats. Bis jetzt haben all die eingereichten – und überwiesenen – Vorstösse allerdings noch nicht zu neuen gesetzlichen Bestimmungen geführt. Parallel zur Sensibilisierung der Kantone formuliert die SODK ihre Positionen zu zentralen Vorstössen.

EL, Hilfsmittel und Hilflosenentschädigung

Der erste und entscheidende Vorstoss der Kommission, eine Motion betreffend Ergänzungsleistungen (EL) für betreutes Wohnen, wurde von den eidgenössischen Räten bereits 2019 an den Bundesrat überwiesen. Ermöglicht

werden soll damit das selbständige Wohnen zu Hause oder in einem institutionalisierten betreuten Wohnen. Im letzten Sommer hat der Bundesrat einen Umsetzungsvorschlag in die Vernehmlassung gegeben. Die SODK setzt sich hier dafür ein, dass die jährliche EL zur Deckung des Lebensbedarf und der Mietkosten mit einer neuen Betreuungspauschale ergänzt wird. Finanziert wird die jährliche EL gemeinsam von Bund und Kantonen. Der Bund bevorzugte zunächst eine Variante, bei der EL-Beziehenden Betreuungsdienstleistungen ähnlich den Krankheits- und Behinderungskosten vergütet werden. Dafür müssen die Kantone allein aufkommen. Jetzt, Anfang Mai indes, im Rahmen der Kenntnisnahme der Vernehmlassung und im Hinblick auf die Erarbeitung einer Botschaft ans Parlament ist der Bundesrat auf die unter anderem von der SODK bevorzugten Variante eingeschwenkt.

Eine Finanzierung von Betreuungsleistungen über die EL soll zudem, wie

die SODK in ihrer Vernehmlassung betont, nicht nur im Rahmen der AHV, sondern auch im Rahmen der IV erfolgen. Diese Gleichbehandlung entspricht der heute gültigen Regelung. Die Angleichung von Unterstützungsleistungen und Finanzierungsinstrumenten für betagte Menschen und Menschen mit Behinderung sei ein Postulat der SODK und auch ein Anliegen des Parlaments. Seit Anfang Mai unterstützt der Bundesrat ebenfalls diese Gleichbehandlung.

Eine Angleichung der Leistungen der beiden Sozialversicherungen ist derzeit etwa über drei parlamentarische Vorstösse zu den AHV-Hilfsmitteln ein Thema, die allesamt an den Bundesrat überwiesen wurden. Die Liste (mit-)finanzierter Hilfsmittel ist bei der IV bedeutend länger als bei der AHV. In einem Positionspapier samt Hintergrundbericht fordert die SODK eine Angleichung der AHV- an die IV-Hilfsmittel. Bis Ende Jahr will die SODK gemäss Schuler und Dörig weiter eine Position zur Weiterentwicklung der

Hilflosenentschädigung (HE) formulieren. Schuler: «Es geht darum zu prüfen, wie der Kreis der Bezügerinnen und Bezüger erweitert werden kann.» Grundlage hier ist ein in diesem Frühling an den Bundesrat überwiesenes parlamentarisches Postulat zwecks Prüfung einer Entwicklung der HE hin zu einem Betreuungsgeld, auch hier soll eine Angleichung der Leistungen im AHV- und IV-Bereich geprüft werden.

Die Inklusionsinitiative – ein Treiber für die Politik

Ein weiteres an den Bundesrat überwiesenes Postulat beauftragt diesen – wiederum im Sinn der SODK – zu prüfen, inwieweit die Ausrichtung von Assistenzbeiträgen auch an Personen in Rentenalter zu einer Verbesserung ihrer sozialen Absicherung führt.

Wie gerade auch die Stellungnahmen des Bundes zu all den eingereichten Vorstösse deutlich machen, sind diese eng miteinander verflochten, betreffen die Unterstützungssysteme auf allen Ebenen und haben bedeutende finanzielle Auswirkungen. Innerhalb des Schwerpunktprogramms Wohnens, das der Bund Ende letztes Jahr verabschiedet hat, soll in den nächsten Jahren – gleichsam in Ergänzung zum Gesetzgebungsprozess – das «Zusammenspiel der Massnahmen von Bund und Kantonen verbessert werden». Im Fokus der Schaffung eines «kohärenten Angebots an individuellen Unterstützungsleistungen» stehen Menschen mit einer Behinderung, wobei auch von «älteren Menschen» und ganz generell von «Menschen mit Unterstützungsbedarf» die Rede ist.

Thomas Schuler und Remo Dörig erhoffen sich namentlich von der Inklusionsinitiative, die im Spätherbst eingereicht werden dürfte, entscheidende Impulse. Eine offizielle Stellungnahme der SODK steht aber noch aus. Dörig: «Die Initiative wird sich aber aller Voraussicht nach als ein grosser Treiber erweisen und nimmt sowohl den Bund als auch die Kantone in die Pflicht.» Vor allem im Bereich Wohnen, wobei die Initiative sämtliche Lebensbereiche miteinbezieht. ■



«Die neue Dynamik erklärt sich etwa damit, dass die Forderungen der UN-BRK immer stärker im Bewusstsein der Behörden verankert sind. Zudem zwingt der demografische Wandel dazu, angepasste und finanzierbare Lösungen zu finden.»

**Remo Dörig, stellvertretender
Generalsekretär der SODK**

Die Prioritäten der Seniorinnen und Senioren

Die Seniorenresidenz Les Bannelats mit 48 betreuten Wohnungen im Zentrum von Porrentruy (JU) ist seit Dezember 2023 in Betrieb. Ihre Besonderheit: Sie wurde mit und für Menschen im Alter konzipiert und gestaltet, die im Rahmen eines partizipativen Ansatzes mit dem Senior Lab in Lausanne ihre Erwartungen äussern konnten.

Von Anne-Marie Nicole

Jean-Marie Voirol empfängt uns in seiner 2,5-Zimmer-Wohnung im dritten Stock der Seniorenresidenz Les Bannelats im Herzen der Stadt Porrentruy (JU). Der 91-Jährige war der erste Mieter dieser neuen Residenz. Seit der Eröffnung am 1. Dezember 2023 wohnt er hier. Die 48 betreuten Wohnungen der Seniorenresidenz Les Bannelats gehören zur Gruppe Les Pénates, die ihren Namen den römischen Schutzgöttern des Haushalts verdankt. Dieses 2022 von der Gemeinde Porrentruy gegründete Unternehmen umfasst auch das Pflegeheim Les Planchettes, das Tageszentrum Le Bois Husson sowie den Spitex-Dienst Seraino.

Der Eingangsbereich der Wohnung führt in ein grosses Wohnzimmer mit integrierter und voll ausgestatteter Küche. In diesem hellen und geräumigen Raum bewegt sich unser Gastgeber mühelos mit dem Rollator, denn seine Knie tragen ihn nicht mehr allein, wie er uns erklärt. Vom Wohn- und vom Schlafzimmer aus hat er Zugang zu einer Loggia mit Blick auf die belebte Strasse, den Park und die Geschäfte im Quartier. Aus seinem alten Zuhause hat Jean-Marie Voirol mehrere Möbel mitgenommen: einen Sessel, ein Sofa, einen Schrank, eine Anrichte, einen Tisch, Stühle – alles Bezugspunkte, die von einem langen Lebensweg zeugen. Ein Porträt seiner Frau, ein grosses Familienfoto und ein Bild, auf dem eine Dorfstrasse und im Hintergrund sein Elternhaus zu sehen sind, zieren die weissen Wände. «Ich fühle mich hier zu Hause», sagt er mit einem Lächeln im Gesicht. Eigentlich war geplant, dass er hier zusammen mit seiner Frau einzieht. Doch leider hat sich ihre Gesundheit so stark verschlechtert, dass ein Eintritt ins Pflegeheim Les Planchettes für sie die bessere Wahl war. «Für mich war das Pflegeheim zu früh», betont Jean-Marie Voirol. «Ich bin noch gesund, ich schätze meine Autonomie, will mich frei bewegen und selbst über mein Leben entscheiden können. Hier sind alle frei, niemand wird zu etwas gezwungen.» Er geht gerne einkaufen und kocht selbst, besucht aber auch regelmässig seine Frau im Pflegeheim, um dort gemeinsam mit ihr zu Mittag zu essen.

Unbestrittene Vorteile

Um bei unserem Besuch nichts zu vergessen, hat Jean-Marie Voirol im Vorfeld auf einem Zettel alles notiert, was ihm am Leben in der Seniorenresidenz gefällt – ohne dabei auf eine bestimmte Reihenfolge zu achten: eine durchdachte Wohnung mit allem Nötigen und guter Schalldämmung, eine ideale Lage im Stadtzentrum und eine schöne Aussicht auf das Schloss. Hinzu kommt ein interner Fernsehkanal – «wie im Hotel» – mit Informationen zum Wetter des Tages, zu den verfügbaren Menüs der Woche, den angebotenen Aktivitäten und der Belegung der drei auf die Stockwerke verteilten Gemeinschaftsräume, die den Mieterinnen und Mietern zur Verfügung stehen. Ausserdem schätzt der kontaktfreudige Mann neue Begegnungen und die Aktivitäten, an denen er jeden Montag- und Donnerstagnachmittag teilnehmen kann: Filme, Spiele, Vorträge, Ausflüge und sogar Übungen zum Gedächtnistraining. In seinen Augen

«Die Selbstbestimmung der Menschen zu respektieren, bedeutet, ihnen zuzuhören, sie zu verstehen, ihre Anliegen zu berücksichtigen und in die Realität umzusetzen. Nur so kann es funktionieren.»

Julien Loichat, Direktor des Unternehmens Les Pénates

liegen die Vorteile auf der Hand, und er versteht nicht, warum ältere Menschen mit kleineren Gesundheitsproblemen zögern, in eine betreute Wohnung zu ziehen.

Jean-Marie Voirol war von Anfang an überzeugt von dieser Wohnform. Der ehemalige Gemeindepräsident von Porrentruy hat sich immer für die Entwicklung von Betreuungseinrichtungen für diverse Zielgruppen mit Unterstützungsbedarf eingesetzt. So ab dem Ende der 1980er-Jahre auch für den Bau des Heims Les Planchettes. Heute ist es ein Pflegeheim, was allerdings nicht immer der Fall war. Bei der Eröffnung im Jahr 1992 und bis 1998 bestand die Einrichtung aus Studios mit Badezimmer und Kochnische für relativ selbstständige Menschen im Rentenalter. Damals sprach man noch nicht von einer Seniorenresidenz, das Prinzip war aber sehr ähnlich. «Schon vor 30 Jahren beschäftigte man sich mit dem Erhalt der Autonomie von Menschen im Alter», berichtet Julien Loichat, Direktor des Unternehmens Les Pénates.

Eine Residenz von und für Senioren

Die Konzeption der Seniorenresidenz Les Bannelats ist weder ein Zufall, noch haben sie die Projektierenden aus dem Hut gezaubert. Noch bevor der erste Grundstein gelegt wurde, war sie Gegenstand eines partizipativen Ansatzes unter der Leitung des Senior Labs – einer interdisziplinären Plattform für Innovation und angewandte Forschung mit Sitz in Lausanne, die von drei Waadtländer Hochschulen gegründet wurde: dem Institut et Haute École de la Santé La Source, der Haute École d'Ingénierie et de Gestion du Canton de Vaud (HEIG-VD) und der École cantonale d'art de Lausanne (ECAL). «Ziel war es, das Projekt zusammen mit potenziellen zukünftigen Mieterinnen und Mietern zu entwickeln», erklärt Rafael Fink, →

La gestion de l'EMS bien en main●

AbaCare - Le logiciel pour les homes et institutions sociales



Vos avantages avec AbaCare

AbaCare vous permet de saisir et de gérer efficacement toutes les données de base par client. Différents types d'événements liés aux résidents, tels que l'admission, le changement de chambre ou le séjour à l'hôpital, sont clairement enregistrés sous forme numérique et servent de base pour le calcul mensuel des réservations des résidents. Les prestations par client sont automatiquement générées pour la facturation - le tout intégré dans un seul système.



Plus d'informations sur :
abacus.ch/abacare

 **ABACUS**

Community Manager des Senior Labs. In dieser Funktion ist er zuständig für die Koordination der Plattform für angewandte Forschung und Innovation, die der Lebensqualität älterer Menschen gewidmet ist, und realisiert partizipative Projekte unter Einbezug von Seniorinnen und Senioren.

Der Sinn einer solchen partizipativen Vorgehensweise liegt darin, ein besseres Verständnis der Bedürfnisse und Erwartungen älterer Menschen zu entwickeln sowie mit ihnen und für sie nach innovativen umfassenden Lösungen zu suchen. «Die Herausforderung eines solchen Ansatzes besteht darin, die Repräsentativität der Seniorinnen und Senioren, die eine sehr heterogene Zielgruppe bilden, auch tatsächlich zu berücksichtigen und einen Rahmen zu schaffen, der die Äusserung ihrer Bedürfnisse begünstigt», so Rafael Fink. Denn «die Senioren, die an solchen Projekten mitwirken, sind nicht einfach dazu da, eine bereits vorgegebene Lösung gutzuheissen». Vielmehr bringen sie einen realen sozialen Nutzen in die Entwicklung von Projekten ein, die ihren Wünschen entsprechen.

Ein partizipativer Ansatz umfasst in der Regel drei Phasen, erklärt Rafael Fink: eine Explorationsphase, um die Bedürfnisse und Erwartungen der Senioren zu ermitteln und zu verstehen, gefolgt von einer gemeinsamen Lösungsentwicklung und schliesslich der Umsetzung, Anpassung und kontinuierlichen Verbesserung. Für das Projekt der betreuten Wohnungen in Porrentruy nahmen im Herbst 2019 rund 20 Personen an mehreren Workshops teil: Seniorinnen und Senioren, Pflegefachkräfte, Architektinnen und Bauprojektträger. Ziel war es, das zukünftige Dienstleistungsangebot zu definieren. Die Teilnehmenden erörterten die Gründe, die für oder gegen ein Leben in einer solchen Wohnform sprechen könnten, und stellten sich die ideale Wohnung und das ideale Quartier vor. «Wir gehen immer von einer Idealvorstellung aus und konfrontieren sie mit der lokalen Realität und dem, was tatsächlich umsetzbar ist. Diese Konfrontation erlaubt uns, unter den von den Senioren geäusserten Erwartungen Prioritäten zu setzen und zu bestätigen», erläutert Rafael Fink.

Die acht Schlüsselfaktoren für den Erfolg

Der partizipative Ansatz hat die Mindestgrundlagen für den Bau der Seniorenresidenz Les Bannelats hervorgebracht und ermittelt, was das Projektteam des Senior Labs als «Schlüsselfaktoren für den Erfolg» bezeichnet: nämlich jene Elemente, die «bei der Konzeption von Wohnungen als unerlässlich zu betrachten sind und ohne die es schwierig oder sogar unmöglich ist, Seniorinnen zu gewinnen». Das Projekt der Residenz zählt acht Schlüsselfaktoren für den Erfolg: 1. Den Erhalt der Lebensgewohnheiten und der Unabhängigkeit der Mieter, 2. Das Vorhandensein eines Balkons, 3. Ein sozialer Betreuungsdienst, 4. Eine Dusche anstatt eine Badewanne, 5. Eine gut erschlossene Lage im Stadtzentrum, 6. Parkplätze, 7. Ein Waschturm in der Wohnung und 8. Keine Wohngemeinschaft.

Die Seniorenresidenz Les Bannelats erfüllt alle Kriterien. Sie hat diese acht Schlüsselfaktoren für den Erfolg perfekt



Um nichts zu vergessen, hat der 91-jährige Jean-Marie Voirol auf einem Zettel alles notiert, was ihm am Leben in der Seniorenresidenz gefällt. In der Seniorenresidenz Les Bannelats verfügen alle Wohnungen über einen Balkon oder eine Loggia, was die befragten Senior:innen als unerlässlich erachten.

Fotos: amn

in die Konzeption der Wohnungen integriert. «Wir verfügen über die Erfahrung und Kompetenzen im Bereich der Menschen im Alter, behaupten aber nicht, alles zu wissen», betont Julien Loichat, der diesen partizipativen Ansatz begrüsst. «Er fördert eindeutig die Autonomie der Personen», fährt er fort. «Die Selbstbestimmung der Menschen zu respektieren, bedeutet, ihnen zuzuhören, sie zu verstehen, ihre Anliegen zu berücksichtigen und in die Realität umzusetzen. Nur so kann es funktionieren.»

Der Direktor nennt auch einige in seinen Augen überraschende Resultate. So zum Beispiel den Wunsch, über Parkplätze zu verfügen. «Wir dachten, dass die Seniorinnen und Senioren mit dem Umzug ins Stadtzentrum ihr Auto abgeben werden, aber das ist nicht der Fall.» Die Projektträger sahen eine gemeinsame Waschküche vor, um einen Treffpunkt zu schaffen. Doch die potenziellen Mieter fanden dies zu umständlich. Sie waschen lieber in ihrer Wohnung. Ausserdem wollen auch die Senioren keine Badewanne mehr, sondern eine ebenerdige Dusche. «Was sich die Menschen hier wünschen, ist eine Sicherheit und eine Autonomie, die sie zu Hause aufgrund von diversen Schwierigkeiten sowie fehlenden Infrastrukturen und Nahversorgungsbetrieben nicht mehr haben.»

Mit der Eröffnung der betreuten Wohnungen Les Bannelats, der Inbetriebnahme der Spitex-Organisation Seraino, der Einführung einer neuen IT-Ausrüstung für die Teams und des elektronischen Pflegedossiers sowie eines internen Kommunikationstools war das Jahr 2023 besonders intensiv! Deshalb müsste 2024 das Jahr der Stabilisierung sein. Oder doch nicht?

Zukünftigen Entwicklungen vorgereifen

Julien Loichat und seinem Managementteam mangelt es nie an Überlegungen und Ideen, um zukünftigen Entwicklungen im Bereich der Betreuung und Pflege von älteren Menschen vorzugreifen. «Wir wollen weiterhin Dienstleistungen und Strukturen entwickeln, die die Autonomie von Menschen fördern», so der Direktor. «Die demografische Entwicklung und die Fragen in Zusammenhang mit der Finanzierung müssen uns dazu bewegen, weiterhin langfristig zu handeln.» Die Seniorenresidenz Les Bannelats folgt einer fortschreitenden Logik: Eine modulare Struktur und eine flexible Organisation ermöglichen es, den Leistungsumfang je nach den Bedürfnissen und dem Gesundheitszustand der Mieterinnen und Mieter zu reduzieren oder zu erweitern. In den verschiedenen Strukturen der Gruppe könnten Synergien genutzt werden, unter anderem beim Mahlzeitendienst und durch einen Zusammenschluss der Dienste in den Bereichen Rechnungsstellung, Hauswirtschaft und Aktivierung. Gestützt auf ihre Erfahrung und ihr Fachwissen könnte die Gruppe ausserdem ihre Kompetenzen zur Verfügung stellen, um mit privaten oder öffentlichen Partnern neue Modelle für die Betreuung und Pflege zu Hause zu entwickeln. Dafür könnte sie Sozialreferentinnen einsetzen, mobile Teams schaffen oder betreute Wohnungen in bestehende Mehrfamilienhäuser in den umliegenden Dörfern und Gemeinden integrieren. Ziel dabei ist es, den Verbleib der Menschen in ihrer gewohnten Umgebung zu fördern und ihre Autonomie bestmöglich zu erhalten. ■

Veränderung erfordert Mut



Plakat mit Samira Mathys, einer Klientin der Altra Schaffhausen: Sie und andere Menschen mit Behinderung unterstützen eine Kampagne der Institution, welche die Öffentlichkeit für die Postulate der UN-BRK sensibilisieren will. Foto: Altra Schaffhausen

Institutionen für Menschen mit Behinderung, darunter die «Altra» in Schaffhausen, stecken aufgrund der Postulate der UN-Behindertenrechtskonvention mitten in einem Transformationsprozess. Das Gespräch mit zwei Vertretenden der Organisation zeigt, welche Herausforderungen es mit sich bringt, den begleiteten Menschen zu helfen, ihren Platz zu finden.

Von Elisabeth Seifert

Neben einer Reihe anderer Gesichter lächelt auch Samira Mathys in diesen Wochen selbstbewusst von einem der Plakate den Passanten zu, die an belebten Orten im Kanton Schaffhausen angebracht sind. Ihre Botschaft: «Ich lebe Vielfalt. Und du?»

Die junge Frau arbeitet mit je einem Teilzeitpensum im Bereich Floristik der Bio-Gärtnerei der «Altra» und in einem Quartierladen der Stadt Schaffhausen, wo sie von einem Job-Coach begleitet wird. Sie lebt in ihrer eigenen Wohnung und wird dort während weniger Stunden pro Woche von einer Fachperson der Institution in Alltagsfragen beraten.

Samira Mathys scheint «ihren» Weg gefunden zu haben – sowie auch die anderen Menschen, die sich an der Kampagne der Institution beteiligen. Diese will mittels unterschiedlicher Aktivitäten die Öffentlichkeit und die Wirtschaft für die Postulate der UN-BRK sensibilisieren. Gleichzeitig bekennen sich die Verantwortlichen der Institution selbst zu deren Leitlinien, wenn sie mit dem Slogan werben: «Altra schafft Wahlmöglichkeiten – für eine inklusive Welt, in welcher alle Menschen selbstbestimmt leben können.»

«Wir sind heute so weit, dass alle ein Teil der Transformation sein wollen: die Geschäftsleitung, der Stiftungsrat, die Fachpersonen sowie die Klientinnen und Klienten.»

Sonja Anderegg, Leiterin Fachbereich Integration, Wohnen und Beschäftigungsstätte der Altra Schaffhausen.

Eine andere Sichtweise einnehmen

Eine persönliche Entwicklung hin zu einem selbstbestimmten Leben ist nur möglich, wenn Menschen mit Behinderung wie alle anderen auch aus mehreren Perspektiven auswählen können. Davon sind die beiden Altra-Geschäftsleitungsmitglieder Sonja Anderegg und Sven Stückmann überzeugt. Mit den Wahlmöglichkeiten allein ist es aber nicht getan: «Es geht auch darum, die Menschen zu befähigen, damit sie herausfinden, was sie brauchen und wo ihr Platz ist», unterstreicht Sonja Anderegg. Sie ist zuständig für den Fachbereich Integration, Wohnen und Beschäftigungsstätte.

Den Grundmaximen der UN-BRK nachzuleben, bedeute, eine andere Sichtweise einzunehmen, betont Anderegg. Eine Sichtweise eben, welche das Recht aller Menschen berücksichtige, eine möglichst grosse Wahlfreiheit in der Gestaltung des eigenen Lebens zu haben. «Vor zehn Jahren, als die UN-Behindertenrechtskonvention von der Schweiz ratifiziert worden ist, wurde uns sehr schnell bewusst, dass dies weitreichende Folgen für uns haben wird.»

Es war – und ist – viel Reflexionsarbeit und Mut erforderlich, um sich auf diese neue Sichtweise einzulassen. «Wir sind heute so weit, dass alle ein Teil der Transformation sein wollen», sagt sie: die Geschäftsleitung und der Stiftungsrat, die Fachpersonen sowie die Klientinnen und Klienten. Und Sven Stückmann, Leiter Verkauf, Marketing und Kommunikation, fügt bei: «Die UN-BRK ist für uns eine Leitschnur und eine Qualitätsanforderung geworden, die Klarheit schafft für die Weiterentwicklung der Altra.»

Verschiebung in zwei Richtungen

Besonders viel Mut aufseiten der Institutionsleitung brauchte – und braucht – es, um neue Angebote im Bereich Arbeit zu schaffen. So wie in vielen Institutionen ist auch in der Altra über die letzten Jahrzehnte hinweg eine breite Palette an Beschäftigungsplätzen im ergänzenden Arbeitsmarkt entstanden. In eigenen Betrieben oder in Zusammenarbeit →

mit Firmen aus diversen Branchen produzieren die Altra-Mitarbeitenden eine Vielfalt an Gütern. Zudem erbringen sie verschiedene Dienstleistungen. Ein grosser Teil der gegen 450 Klientinnen und Klienten mit unterschiedlichen Behinderungen arbeitet – noch – an einem dieser Institutions-internen Arbeitsplätze.

Diese breite Palette sei deshalb geschaffen worden, so Anderegg, um den Altra-Mitarbeitenden zu ermöglichen, eine Beschäftigung zu finden, die ihnen liegt. Mit der UN-BRK und dem Postulat, den Rechten und Bedürfnissen der begleiteten Menschen noch besser nachzukommen, komme es jetzt aber zu einer Verschiebung. Und zwar in zwei Richtungen: Zum einen erfreut sich die «Tagesstruktur ohne Lohn» namentlich bei Menschen mit einer psychischen Behinderung grosser Beliebtheit. Mittlerweile ist knapp ein Fünftel der Altra-Belegschaft in einem der Ateliers tätig. Anderegg: «Wir haben das Angebot geschaffen, weil wir feststellten, dass viele lieber kreativ tätig sein wollen als in einer Werkstätte zu arbeiten.»

Und zum anderen gibt es eine Verschiebung in Richtung der Inklusionsarbeitsplätze. Auch das ein Angebot, das die Institution seit ein paar Jahren gezielt fördert. Die Klienten

«Es wird immer Menschen geben, die sich im geschützten Bereich am besten aufgehoben fühlen und auch in diesem Bereich Wahlmöglichkeiten brauchen.»

Sven Stückmann, Leiter Verkauf, Marketing und Kommunikation

bleiben bei der Altra unter Vertrag, sind aber, unterstützt von einem Job-Coach, im allgemeinen Arbeitsmarkt tätig. «Der Wunsch vieler unserer Mitarbeitenden, Teil des allgemeinen Arbeitsmarktes zu sein, ist sehr gross», beobachtet Anderegg. «Derzeit arbeiten 24 Menschen an solchen Inklusionsarbeitsplätzen, und mindestens nochmals so viele stehen auf der Warteliste.»

Anzeige



Wir sind eine Wohngemeinschaft

Das Haus Zueflucht bietet niederschweligen Wohnraum für Menschen in spektakulären Lebenssituationen. Dazu gehören Menschen, die auf dem Arbeits- oder Wohnungsmarkt benachteiligt sind.

Wir unterstützen Menschen in Not

Im Zueflucht Pace helfen wir Menschen, die meist kein Zuhause haben und die kalten Nächte sonst draussen auf der Gasse verbringen.



Transparenz
Partnerschaft
Professionalität
www.fraga.ch

Spenden

Menschen in Not erfahren Dank Ihrer Unterstützung Wertschätzung und Hoffnung. So unterstützen wir gemeinsam mit Ihnen Menschen auf dem Weg zurück in ein würdiges Leben.

Mit Ihrer Spende ermöglichen Sie Hilfsangebote für Wohnplätze, Begleitung, Nothilfe, seelsorgerische Gespräche und den Betrieb des Gassenlokals.

PC 87-190412-1

IBAN: CH12 0900 0000 8719 0412 1



Redline.
Software
redline-software.ch

RedLine Software GmbH · 9000 St. Gallen
+41 71 220 35 41 · info@redline-software.ch

Aufgrund dieser Verschiebung zeichnet sich ein Umbau der Organisation ab, der den Verantwortlichen und den Fachpersonen eine hohe Flexibilität abverlangt. Eingespielte Prozesse dürften über kurz oder lang nicht mehr funktionieren, zudem fallen längerfristig Einnahmen weg. Eine Herausforderung werde es auch sein, wie Sven Stückmann zu bedenken gibt, trotz der neuen Angebote auch ein vielfältiges Angebot an Arbeitsplätzen im ergänzenden Arbeitsmarkt aufrechterhalten zu können. «Es wird immer Menschen geben, die sich im geschützten Bereich am besten aufgehoben fühlen und auch in diesem Bereich Wahlmöglichkeiten brauchen.»

Durchlässigkeit ermöglicht Entwicklung

Die breiter werdende Vielfalt an Arbeitsangeboten für Menschen mit Behinderung eröffnet neue Perspektiven respektive die Möglichkeit, sich zu verändern und weiterzuentwickeln. Das Beispiel vom Samira Mathys etwa, die sowohl im ergänzenden als auch im regulären Arbeitsmarkt tätig sein kann, ist kein Einzelfall. Und: Ein Jugendlicher, der eine Ausbildung im geschützten Bereich macht, hat die Möglichkeit, über einen Inklusionsarbeitsplatz definitiv im allgemeinen Arbeitsmarkt Fuss zu fassen.

Auch im Bereich Wohnen liegt der Fokus auf Veränderung und Entwicklung. Die Institution begleitet dabei seit vielen Jahren über 60 Menschen mit Behinderung in Institutions-eigenen Wohnungen mit unterschiedlicher Betreuungsintensität: Von der 24-Stunden-Betreuung über die Betreuung morgens und abends bis hin zu Wohnungen, wo nur noch am Abend eine Fachperson vorbeikommt. Die Bewohnerinnen und Bewohner, die meisten haben eine psychische Behinderung, werden ermuntert, ihren Haushalt zunehmend selbst zu führen – und an einen weniger betreuten Platz zu wechseln.

Zudem haben sie auch die Möglichkeit, in eine selbst gemietete Wohnung zu ziehen, wo er oder sie aufgrund der aktuellen Finanzierungsmodalitäten dann allerdings nur wenige Stunden pro Woche von einer Fachperson begleitet werden kann. Derzeit unterstützt die Altra, die auf sozialpsychiatrische Begleitung spezialisiert ist, acht Personen in ihren eigenen Wohnungen. Künftig dürften es mehr werden – und zwar aufgrund einer angekündigten neuen kantonalen UN-BRK-Strategie, dank der auch in den eigenen vier Wänden die nötige Zahl an Betreuungsstunden finanziert wird.

Die Organisation mitgestalten

Alle diese Veränderungsprozesse erfordern Begleitung vonseiten der Fachpersonen, wie Anderegg und Stückmann betonen. Dazu gehört, dass die Menschen eine neue Wohnform oder auch ein neues Arbeitsangebot einfach mal ausprobieren können, um die jeweiligen Vor- und Nachteile kennenzulernen. Anders als die frühere Förderplanung erfolge diese unterstützende Begleitung in einem partizipativen Prozess. Anderegg: «Wir begegnen einander auf Augenhöhe, versuchen herauszufinden, was sich jemand wünscht, was er

oder sie dafür mitbringt und welche Unterstützung wir leisten können.»

Seit 2017 bereits sind die begleiteten Menschen zudem eingeladen, ihre Wünsche und Anliegen zur Weiterentwicklung der ganzen Organisation im Rahmen eines Inklusionsrates einzubringen. Der 15 Personen zählende Rat besteht zu zwei Dritteln aus Menschen mit Behinderung und zu einem Drittel aus Fachpersonen. Anderegg: «Auf diese Weise wollen wir als Organisation lernen, was es braucht, um auf Augenhöhe miteinander zu arbeiten.» An jährlich zwei gemeinsamen Sitzungen mit der Geschäftsleitung bringt der Inklusionsrat seine Anliegen ein. Eine wesentliche Erkenntnis aus dem gemeinsamen Austausch sei etwa, wie wichtig es ist, Informationen in leichter respektive einfacher Sprache aufzubereiten und für den Meinungsbildungsprozess genügend Zeit einzuräumen.

Zudem habe sich sehr bewährt, dass die im Inklusionsrat teilnehmenden Menschen mit Behinderung eine Weiterbildung für Selbstvertretende besuchen, um zu lernen, sich aktiv für die eigenen Interessen einzusetzen. Einzelne haben dann noch weitere Kurse besucht bis hin zu einer Weiterbildung als Peer. Anderegg: «Wir würden uns wünschen, dass eine noch grössere Anzahl Interesse an solchen Weiterbildungen hat.»

Konkret hat der Inklusionsrat etwa im Rahmen der Neupositionierung des Unternehmens an der Erarbeitung eines neuen Leitbildes mitgewirkt. Über den Inklusionsrat hinaus beteiligten sich an diesem Prozess in inklusiven Arbeitsgruppen auch weitere Menschen mit Behinderung. Die Entwicklung des Leitbildes habe aufgrund dieses Vorgehens, so Sven Stückmann, zwar länger gedauert, aber zu einem Resultat geführt, hinter dem alle stehen können – und das auch alle verstehen. «Das Leitbild und ein ergänzendes Video haben in der gesamten Belegschaft eine sehr hohe Akzeptanz.» ■

Anzeige

intercare
CAS

Start im
September
2024

Universität
Basel
Pflegewissenschaft
Nursing Science

Weiterbildungsstudiengang zur
Stärkung der Expertise im Pflegeheim:
**Klinische Fachverantwortung in
der Geriatrie**

«Selbstbestimmung kann das Leben von Menschen verändern»

Selbstbestimmung ist das Zusammenspiel von Handlungsfähigkeit und Entscheidungsfreiheit. Gemäss Jean-Michel Bonvin* setzt das Selbstbestimmungsrecht vulnerabler Menschen ein angemessenes Umfeld voraus, das Einschränkungen kompensiert und zur Handlung befähigt. Er befasst sich mit diesem Thema unter Anwendung des Befähigungsansatzes, der die Voraussetzungen schaffen soll, damit jeder Menschen wirklich selbstbestimmt leben kann.

Interview: Anne-Marie Nicole

Herr Bonvin, wie würden Sie den Begriff der Selbstbestimmung definieren?

Das ist eine grosse Frage. Ich sehe die Selbstbestimmung als das Zusammenspiel von zwei Elementen: einerseits der Entscheidungsfreiheit, das heisst der Fähigkeit, für sich selbst eigenständig Entscheidungen zu treffen, und andererseits der Handlungsfähigkeit, um das, was man für sich selbst entschieden hat, umzusetzen.

Entscheidungsfreiheit und Handlungsfähigkeit sind also nicht nur andere Begriffe für Selbstbestimmung?

Nein, es handelt sich nicht um Synonyme. Damit Selbstbestimmung einen Sinn ergibt, muss sie beides vereinen, also die Handlungsfähigkeit und die Entscheidungsfreiheit, denn das eine geht nicht ohne das andere. Handlungsfähigkeit ohne Entscheidungsfreiheit kommt Bevormundung gleich. Entscheidungsfreiheit zu geben ohne

Handlungsfähigkeit ist zwar gut gemeint, ändert aber nichts im Leben eines Menschen. Diesen beiden Gefahren ist übrigens die gesamte Sozialarbeit ausgesetzt: Man lässt den Menschen das Recht auf freie Entscheidung, aber gibt ihnen nicht die Mittel, um entsprechend zu handeln, oder aber man gibt ihnen die Mittel, um zu handeln, aber lässt sie nicht selbst entscheiden.

Wie lässt sich das vermeiden?

Zurzeit dominiert der Diskurs über die Bedeutung der Teilhabe und Selbstbestimmung sogenannter vulnerabler Personen, ganz nach dem Prinzip, «nicht anstelle der Person, sondern mit ihr zu handeln». In der Regel versichern die Heime, das Selbstbestimmungsrecht ihrer Bewohner:innen zu wahren. Das Problem dabei ist, dass vulnerable Personen dennoch vulnerabel bleiben. Werden Sie in ihrer Entscheidungsfreiheit nicht durch ein angemessenes

Umfeld unterstützt, das ihre Einschränkungen kompensiert und ihnen die Mittel gibt, ihre Selbstbestimmung auch tatsächlich zu leben, dann ist die Entscheidungsfreiheit lediglich eine Floskel, die das Gewissen beruhigt. Selbstbestimmung kann das Leben von Menschen verändern.

Ist Nichtentscheidung auch eine Art der Selbstbestimmung?

Absolut. Nichtentscheidung steht nicht zwingend im Widerspruch zur Selbstbestimmung. Für gewisse Menschen ist es schmerzhaft, Entscheidungen treffen zu müssen, und sie lehnen das bewusst ab. Sie ziehen es vor, wenn andere an ihrer Stelle entscheiden, und akzeptieren das, was für sie entschieden wurde. Sobald eine Person jedoch nicht mehr damit einverstanden ist, dass andere für sie entscheiden, wäre jede an ihrer Stelle getroffene Entscheidung erzwungen oder aufgezwungen. Und das hat nichts mehr mit Selbstbestimmung zu tun.

Selbstbestimmung setzt die Fähigkeit voraus, Entscheidungen zu treffen und entsprechend zu handeln. Das sind komplexe Kompetenzen. Kann dies für das Treffen eigener Entscheidungen und deren Umsetzung ein Hindernis sein?

Berücksichtigt man das Umfeld und die Voraussetzungen nicht, damit jeder Mensch die Möglichkeit hat, frei zu entscheiden und dementsprechend zu handeln, dann kann dies tatsächlich ein Hindernis sein oder sogar zu einem gewissen Druck oder einer Überforderung führen. Nehmen wir einmal an, dass alle über Handlungsfähigkeit und Entscheidungsfreiheit verfügen. Aus einer sehr liberalen und individualistischen Sicht wären dann Menschen, die nicht zur Selbstbestimmung in der Lage sind, selbst schuld. Dies nennt man Ableismus, wonach alle fähig und frei sind, ihre eigenen Entscheidungen zu treffen und umzusetzen, und somit auch die Verantwortung dafür tragen. Selbstbestimmung ist aber nicht nur eine Frage der Effizienz oder der persönlichen Verantwortung, sie ist auch eng mit dem sozialen Umfeld verknüpft. Wenn das Umfeld auf vulnerable Situationen abgestimmt ist, kann sich Selbstbestimmung entfalten, entweder gleich wie bei Menschen ohne Einschränkungen oder auf eine andere, aber ebenso erfüllende Weise, die geringere Fähigkeiten berücksichtigt.

Sie haben die Überforderung erwähnt. Umgekehrt kann die Selbstbestimmung aber auch als Folge von Bevormundung zu kurz kommen.

Es gibt Heime, in denen eine bevormundende Haltung herrscht. Sie möchten ihre Bewohnenden schützen, und dies umso mehr, als das Umfeld ihre Selbstbestimmung nicht ausreichend fördert. Vor diesem Hintergrund neigen Fachkräfte unter Umständen dazu, die Bewohnerinnen und Bewohner zu stark zu behüten, weil sie sie in erster Linie als hilfsbedürftige Menschen und nicht als Akteure des eigenen Lebens betrachten. Diese

Haltung kann als respektlos empfunden werden und bei der vulnerablen Person zu Resignation oder sogar Apathie führen. Aber auch das Gegenteil, die Überforderung, ihr also zu viel Verantwortung zu übertragen, zeugt von mangelndem Respekt.

Um Klarheit zu verschaffen: Sie bringen die Befähigung zur Selbstbestimmung ins Spiel. Können Sie das bitte genauer erläutern.

Der Befähigungsansatz unterstützt die Idee, dass die Menschen die Freiheit haben sollen, ihr Leben so zu führen, wie es ihnen als wertvoll erscheint. Dies setzt voraus, dass sie die Lebensentscheidungen wirklich frei treffen können und sie ihnen nicht von anderen aufgezwungen werden, aber auch, dass sie über die Mittel, Ressourcen und Fähigkeiten verfügen,

Vielmehr geht es darum, ein Gleichgewicht zwischen beiden zu finden. Dieses Gleichgewicht ist allerdings nicht für alle identisch, sondern wird von den einzelnen Personen, Momenten und Situationen beeinflusst. Zudem müssen der Kontext und das Umfeld stimmen. All dies führt vom schwarz auf weiss geschriebenen Recht der Selbstbestimmung zu einer gelebten Freiheit, eigene Entscheidungen zu treffen und entsprechend zu handeln.

Sie sagen, dass die Menschen die Freiheit haben sollen, ihr Leben so zu führen, wie es ihnen als wertvoll erscheint. Kennt die Entscheidungsfreiheit denn keine Grenzen?

Die Entscheidungsfreiheit ist ein zentrales Element der Selbstbestimmung. Aber das bedeutet nicht, dass jeder

«Handlungsfähigkeit ohne Entscheidungsfreiheit kommt Bevormundung gleich. Entscheidungsfreiheit zu geben ohne Handlungsfähigkeit ist zwar gut gemeint, ändert aber nichts im Leben eines Menschen.»

Jean-Michel Bonvin

um ihre Handlungsfähigkeit auszuüben und das Leben so zu führen, wie sie es möchten. Nach diesem Ansatz werden die Heimbewohnenden unterstützt und geschützt, gleichzeitig können sie aber auch aktiv an der Gestaltung ihrer Lebensumgebung teilhaben. Wir verfallen somit weder der Bevormundung noch dem Ableismus.

Mensch tun und lassen kann, was er will. Denn absolute Freiheit gibt es nicht. In einem gemeinschaftlichen Kontext spricht man eher von vernünftiger Freiheit. Das bedeutet, dass sich die Gemeinschaft darüber einig sein muss, welche vernünftigen Entscheidungen zur Verfügung stehen und wie diese umgesetzt werden können. →



Jean-Michel Bonvin, Professor für Sozialpolitik und Vulnerabilität an der Uni Genf, engagiert sich dafür, Menschen zu einem selbstbestimmten Leben zu befähigen. Foto: amn

Diese vernünftige Freiheit muss von der Gemeinschaft getragen werden. Nehmen wir zur Veranschaulichung ein Beispiel aus der Mobilität: Aus Sicht der Gemeinschaft ist der Zugang zu öffentlichen Verkehrsmitteln – im Gegensatz zu einem Ferrari – eine vernünftige Entscheidung.

Und welche Grenzen sind dabei den Institutionen gesetzt?

Die Grenzen sind oft struktureller, organisatorischer oder budgetärer Art. Sie können aber auch durch die Berufspraxis, Gewohnheiten oder ein Effizienzdenken bedingt sein, weil es «einfacher und schneller geht, anstelle der Person zu handeln». Auch die psychologischen Hemmschwellen einer vulnerablen Person darf man nicht vergessen. Wenn sie von sich selbst überzeugt ist, dass sie machtlos oder unfähig ist, dann leidet ihre Freiheit darunter. Ein institutioneller Rahmen, der vom Befähigungsansatz ausgeht, könnte Abhilfe schaffen und die Selbstbestimmung für alle sicherstellen.

Wie?

Indem zum Beispiel Raum für den Dialog geschaffen wird, wo die Heimbewohnerinnen und -bewohner ihre Wünsche äussern können, ohne dass diese gleich vom Tisch gewischt werden. So findet ein Austausch mit den Fachkräften statt. Es wird gemeinsam diskutiert, was vernünftig ist und welche Ressourcen zur Umsetzung bereitgestellt werden können. Nicht alles ist möglich, aber was bisher als unmöglich oder absurd galt, wird vielleicht machbar. Diskussion fördert Respekt, Empathie und Zuhören. Sie nimmt einen wichtigen Platz in der gemeinsamen Gestaltung eines Umfelds ein, in dem Selbstbestimmung begünstigt wird. Sie sehen, wir bewegen uns ständig in dieser Beziehung zwischen Individuum und Umwelt. Und diese Beziehung entwickelt sich weiter, gleichzeitig mit den individuellen Fertigkeiten, Fähigkeiten und Kompetenzen sowie den Möglichkeiten, die das Umfeld dem Individuum bietet.

Welche Verantwortung hat die Politik bei der Umsetzung dieses Selbstbestimmungsrechts?

Von der Politik sollten wir zwei Dinge erwarten dürfen, die heute sehr uneinheitlich umgesetzt werden. Zum einen muss sie sich Gedanken über die einzusetzenden Mittel machen, damit die individuelle Selbstbestimmung respektiert wird. Diese Mittel dürfen nicht einzig vom einzuhaltenden Budget und administrativen Sachzwängen diktiert werden. Zum anderen gilt es, sich nicht in die Berufspraxis einzumischen, sondern dafür zu sorgen, dass die Qualität der Leistungen und der Respekt gegenüber den Heimbewohnerinnen und -bewohnern gewährleistet sind.

Und welche Verantwortung trägt dabei die Gesellschaft?

Die Gesellschaft muss sich Gedanken darüber machen, welchen Stellenwert die Vulnerabilität und vulnerable Menschen in der Gesellschaft haben sollen. Wir leben in einer Gesellschaft, in der vor allem Produktivität und Leistung zählen. Die grosse gesellschaftliche Herausforderung besteht darin, verschiedene Formen der Handlungsfähigkeit anzuerkennen und nicht nur jene, die produktivitäts- und leistungsorientiert ist.

«Diskussion fördert Respekt, Empathie und Zuhören. Sie nimmt einen wichtigen Platz in der gemeinsamen Gestaltung eines Umfelds ein, in dem Selbstbestimmung begünstigt wird.»

Jean-Michel Bonvin

Sie beschäftigen sich seit vielen Jahren mit der Frage der Selbstbestimmung vulnerabler Menschen. Wie hat sich das Selbstbestimmungsrecht in den letzten zehn Jahren verändert?

Teilhabe, Selbstbestimmung und Handlungsfähigkeit sind heute salonfähig. Fast alle sind sich einig, dass man besser «zusammen macht» oder «entscheiden lässt», nicht «anstelle einer Person macht» oder entscheidet. Nach aussen hin herrscht ziemlich Einigkeit darüber, dass dies der richtige Ansatz ist. Das Problem ist, dass die konkrete Umsetzung noch nicht wirklich klappt. Seit einigen Jahren nehme ich angesichts der rein rhetorischen und formellen Forderungen eine wachsende Ungeduld wahr. Diese Ungeduld kommt

immer stärker zum Ausdruck, und die Politik kann diese Stimmen nicht länger ignorieren. Ich habe das Gefühl, dass das Gelegenheitsfenster heute grösser ist als noch vor zehn Jahren, als die Schweiz die UN-Behindertenrechtskonvention ratifiziert hat, damit die Politik die Mittel bereitstellt, um bei der Teilhabe und Selbstbestimmung über die guten Absichten hinaus aktiv zu werden. ■


* Jean-Michel Bonvin ist Soziologe und Professor für Sozialpolitik und Vulnerabilität an der Universität Genf. Zu seinen Spezialgebieten gehören die Politik der sozialen Eingliederung, Vulnerabilität und Lebenswege.

Anzeige

B

e

a



Jetzt
neu nach
ReFA23!

Das Grundlagenmodul für einen gekonnten Einstieg als Ausbilder:in in die Erwachsenen- und Berufsbildung.

SVEB-Zertifikat Ausbilder:in ZA-BE

Einzelbegleitungen

Weitere Informationen auf aeb.ch/bildungsangebot

a
e
B

AKADEMIE FÜR
ERWACHSENENBILDUNG
SCHWEIZ

Zuversicht trotz ungewisser Zukunft

Celina und Thalya, beide um die 20, haben einen Teil ihrer Kindheit und Jugend in einem Heim verbracht. Vor einem Jahr haben sie an einem Theatervermittlungsprojekt teilgenommen, das einen Wendepunkt in ihrem bisherigen Leben bedeutete und ihnen geholfen hat, den Sprung in die Selbstständigkeit zu schaffen – mit Vertrauen und Wünschen für die Zukunft.

Von Anne-Marie Nicole

Von der metallenen Passerelle aus lässt Celina Chraiet ihren Blick durch den leeren, halbdunklen Theatersaal schweifen. «In diesem Theater zu sein, weckt schöne Erinnerungen, ich mag diesen Ort», sagt sie. Neben ihr steht Thalya Casmiro und pflichtet ihr bei: «Diese Atmosphäre wieder zu spüren, ist ein bisschen wie nach Hause zu kommen.» Beide waren nicht mehr ins Theater Comédie de Genève zurückgekehrt, seit sie vor einem Jahr an einem Theatervermittlungsprojekt teilgenommen hatten. Entstanden war dieses aus einer Zusammenarbeit zwischen dem Verein Port d'Attache, einer Anlaufstelle für die Unterbringung von Kindern, und dem Foyer de la Servette, einer sonderpädagogischen Institution.

Die Aufführung mit dem Titel «Halte» gab vier jungen Frauen, die einen Teil ihres Lebens in einem Heim verbracht haben, eine Stimme. Sie teilten Emotionen und prägende Momente ihres Lebens – aus einer erschütternden Kindheit und einer chaotischen Jugendzeit – mit dem Publikum. Unter der aufmerksamen und wohlwollenden Leitung von Marika Dreistadt, Schauspielerin und Regisseurin, schrieben die vier jungen Frauen – begleitet von einem jungen Mann – eigene Texte über das Heimleben, die Beziehung zu ihren Eltern sowie die Kämpfe und setzten sie auf der Bühne schliesslich theatralisch um. Das Stück war eine Mischung aus ihren Geschichten, Musik- und Tanzeinlagen sowie einer Prise Humor, die der Aufführung etwas von ihrer Schwermut nahm.

Eine echte Therapie

Celina und Thalya sind sich einig: Diese Aufführung war eine echte Therapie und trotz Publikum ein Moment für sie ganz allein. Sie ermöglichte es ihnen, etwas Abstand vom

Erlebten zu gewinnen. «Es hat mich sehr berührt, meine Freunde nach der Aufführung weinen zu sehen. Sie haben mir Emotionen vermittelt, die ich nicht ausdrücken konnte, weil ich zu meinem Schutz so hohe Mauern um mich herum aufgebaut hatte», erzählt Thalya, die diese Erfahrung als beruhigend empfand. Obwohl es schwierig war, von sich zu erzählen: Die Idee einer Aufführung fand bei Celina sofort Anklang. Aufgrund ihrer geschwächten Gesundheit hatte sie jedoch Angst, nicht stark genug zu sein und das Projekt zu gefährden. «Es war viel Arbeit und ein grosses Engagement. Ich bin sehr glücklich, ein Teil davon gewesen zu sein!» Unter der Anleitung von Marika Dreistadt beschlossen die jungen Frauen, eine besondere Episode ihres Lebens zu beleuchten oder einen Einblick in ihre eigenen Fragestellungen zu gewähren. Thalya entschied sich für eine kritische Situation, die sich bei ihr zu Hause ereignet und ihr gezeigt hatte, dass sie absolut keine Schuld trifft am zahlreichen

«Man erhält Sozialhilfe, ist aber ganz allein. Am Anfang habe ich oft geweint, als ich nach Hause kam, ich hatte keine Lust mehr auf dieses Leben.»

Celina

Infos zur Studie «Jugendhilfe-
verläufe: Aus Erfahrungen lernen»
(JAEL) finden Sie hier:



Hin und Her zwischen Elternhaus und Heim – im Alter von 11 bis 15 Jahren war sie in rund zehn verschiedenen Institutionen. Zudem thematisierte sie, wie sie mit 17 für zwei Monate abgehauen war, und beendete die Aufführung mit einem Lied über Selbstvertrauen und Resilienz. «So konnte ich eine recht lange Phase meines Lebens abschliessen und Autonomie erlangen», sagt sie.

Celina hingegen wollte ausdrücken, wie sie sich zu jener Zeit fühlte, und ihre Zukunftsängste mit dem Publikum teilen. «Aber ich wollte auch zeigen, dass das Leben trotz dieser ungewissen Zukunft, trotz fehlender Unterkunft und Ressourcen schön ist!» Für sie waren die über die ganze Aufführung verteilten humorvollen Einlagen eine Art zu sagen: «Dass wir Heimkinder sind, bedeutet nicht automatisch, dass wir eine schlechte Erziehung haben oder uns nicht benehmen können – im Gegenteil: Wir können leben wie alle anderen, auch wenn wir nicht die gleichen Chancen hatten.»

Der Wille, es zu schaffen

Celina ist 21 Jahre alt, Thalya wird im September 20. Ihre Wege kreuzten sich um einige Jahre verschoben in den gleichen Heimen. Beide hatten bisher einen ähnlichen Lebensweg, was eine gewisse Verbundenheit weckt, wenn sie von ihrem Erlebten und ähnlichen Situationen erzählen. Ihre Persönlichkeit scheint ganz unterschiedlich zu sein, und dennoch haben sie etwas gemeinsam: die innere Kraft, den Willen, es zu schaffen und zu leben. Hinter ihren Worten versteckt sich eine grosse Klarheit, Aufrichtigkeit und Entschlossenheit. Wenn es um die Vergangenheit geht, kommen auch Emotionen hoch.

Mit 17 Jahren kam Celina erst spät ins Heim. Auslöser war der x-te Familienstreit, der heftiger ausgefallen war als sonst. Ein Ereignis, dass sie kaputtgemacht hat, wie sie offenbart: Bruch mit den Eltern, psychologischer Druck, grosse Einsamkeit. Zuerst kam es zu einer Notfallunterbringung, danach zur Platzierung in einem Jugendheim. In den Monaten nach dem besagten Streit rutschte sie in eine Depression und Magersucht. «Ich hätte viel früher platziert werden müssen», findet sie. Denn schnell hatte sie das Alter von 18 Jahren und damit die Volljährigkeit erreicht. Viele Jugendliche freuen sich auf diesen Moment. Für sie bedeutete dies jedoch «tschüss, meine Liebe!», wie sie sagt, und den Beginn der Schwierigkeiten: keine Unterkunft, keine Unterstützung, sich anhäufende Rechnungen und Träume, die sich in Luft auflösten. Als gute Gymnasialschülerin wollte sie Medizin studieren, ihr Gesundheitszustand liess dies jedoch nicht zu.



Celina und Thalya im Theater Comédie de Genève: Vor einem Jahr, im Frühling 2023, haben sie hier an einem Theatervermittlungsprojekt teilgenommen. Die beiden jungen Frauen teilten damals prägende Momente ihres Lebens mit dem Publikum. Foto: amn

Alarmiert von Celinas Situation, wies der Sozialdienst ihr eine Beiständin zu. Diese unterstützte sie bei der Erledigung ihrer Angelegenheiten und organisierte ein Zimmer in einer Institution, die sich an junge Menschen zwischen 16 und 25 in Ausbildung oder mit einem tiefen Einkommen richtet und den Übergang in die Selbstständigkeit und ins Erwachsenenalter erleichtert. Auch Thalya war mit 18 in diesem Heim. «Ich habe es gehasst!», sagt sie, «zu viele Jugendliche, mangelnde Hygiene, keine Privatsphäre.» Und obwohl auch sie eine gute Schülerin war, brach sie die Schule ab.

Der lange Weg in die Selbstständigkeit

Es braucht Mut, um wie die beiden jungen Frauen auf der Bühne öffentlich von sich zu erzählen – zumal auch Angehörige im Publikum sitzen können und einen vielleicht nicht verstehen. Genauso viel Mut braucht es, um das eigene Leben in die Hand zu nehmen und selbstständig zu →

A photograph of a basketball game in progress. Two players are jumping for a ball. The player on the left is wearing a red t-shirt with a logo and black shorts. The player on the right is wearing a blue t-shirt with a Superman logo and black shorts. A basketball is in the air between them. The background is a blue wall with orange dashed lines. A basketball hoop and net are visible in the foreground.

IDEE

SPORT

«Hier darf ich
‘ich’ sein.»

Bewegung braucht Raum

IdéeSport öffnet schweizweit Räume für Bewegung und Begegnung und setzt sich für Suchtprävention, Gesundheitsförderung und gesellschaftliche Integration ein.

Danke für Ihre Spende: PC 41-939482-9

ideesport.ch

«Das Schwierigste ist die fehlende familiäre Unterstützung. Du kommst nach Hause und es ist niemand da. Du musst alles allein bewältigen, das Essen, die Wäsche, die Rechnungen.»

Thalya

werden. Leider ähneln die Erfahrungen von Celina und Thalya jenen von vielen anderen Careleaverinnen und Careleavern – jungen Menschen, die einen Teil ihres Lebens in einem Heim oder einer Pflegefamilie verbracht haben und mit dem Erreichen der Volljährigkeit den Weg in die Selbstständigkeit gehen. Diese jungen Menschen sehen sich in Bezug auf Wohnsituation, Ausbildung und finanzielle Mittel mit grossen Herausforderungen konfrontiert und stossen auf strukturelle und gesetzliche Hürden, manchmal auch auf Lücken im System. Meistens fehlt auch die familiäre Unterstützung. Die nationale Studie «Jugendhilfeverläufe: Aus Erfahrung lernen» (JAEL) hat zum Ziel, die unterschiedlichen Entwicklungsverläufe von ehemals ausserfamiliär platzierten Kindern und Jugendlichen zu untersuchen.

«Das Schwierigste ist die fehlende familiäre Unterstützung», betont Thalya. «Du kommst nach Hause, und es ist niemand da. Du musst alles allein bewältigen, das Essen, die Wäsche, die Rechnungen. Und wenn es dir nicht gut geht, ist niemand da, der dir zuhört.» Ebenso schwierig sei es, alle Entscheidungen allein zu treffen. Celina stimmt dem zu: «Man erhält Sozialhilfe, ist aber ganz allein. Am Anfang habe ich oft geweint, als ich nach Hause kam, ich hatte keine Lust mehr auf dieses Leben. Was habe ich nur getan, um das zu verdienen? Ich muss viel aushalten.» Zum Glück konnte und kann sie immer auf die Unterstützung und das offene Ohr ihres Partners zählen.

Disziplin und harte Arbeit

Während Celina heute zwischen dem Zuhause ihres Freundes und der Institution hin- und herpendelt, wohnt Thalya in einem grossen Studio. «Ich bin selbstständig, bezahle meine Rechnungen und kann Musik machen», freut sie sich. Beide erhalten Unterstützungsleistungen für die Bezahlung von Miete, Krankenkasse, Essen, Unterhalt und Körperpflege. «Wir dürfen arbeiten, aber nicht mehr als 300 Franken pro Monat verdienen», erklärt Thalya. «Wie soll man so den Kopf aus der Schlinge ziehen?»

Beide jungen Frauen haben wieder angefangen zu studieren: Thalya Musik und Celina Soziale Arbeit. Ihr Ziel ist es, die Maturität zu erlangen und dadurch ihre Ausbildung

fortsetzen zu können. Und sie haben Ehrgeiz: Thalya strebt Musiktherapie an, Celina schwankt zwischen Psychologie und Kriminologie, weil ein Medizinstudium nicht möglich ist. «Das ist nicht schlimm, die Hauptsache ist, dass es mir Spass macht und ich glücklich bin.» Mit Tränen in den Augen erklärt sie weiter: «Ich bin so froh, das Umfeld verlassen zu haben, in dem ich mich nicht weiterentwickeln konnte. Seit her habe ich einen langen Weg hinter mir. Aber ich muss noch lernen, mit mir selbst zurechtzukommen.» Im Moment stellt sie sich im Alltag kleinen Herausforderungen wie Joggen oder Essen. Um mit ihrem Körper Frieden zu schliessen.

Thalya will sich ein gutes Leben erkämpfen, auch wenn sie sich dafür disziplinierter verhalten und hart arbeiten muss. «Mein Leben ist keine Katastrophe, nur weil ich teilweise in einem Heim aufgewachsen bin.» Ihr Ziel ist es, gut zu verdienen, um in einer schönen Wohnung leben und ihre Halbschwwestern in die Ferien einladen zu können. «Ich will Ende Monat nicht Pasta essen, sondern Kaviar!», lacht sie.

Im Theater sind die Lichter ausgegangen. Die beiden jungen Frauen verlassen den Ort durch den Künstlereingang. Celina steigt auf ihr Motorrad – «ich fahre liebend gern, so fühle ich mich frei!» Und Thalya begibt sich in die Musikschule, um für die kommenden Konzerte zu proben – «kommt doch vorbei!» Alle sind sich einig: Sie hat eine wunderschöne Stimme. ■

HILFE FÜR CARELEAVERINNEN UND CARELEAVER

- Das Kompetenzzentrum Leaving Care (KLC): Entstanden im Jahr 2019 etablierte sich das KLC als nationale Drehscheibe zum Thema Leaving Care und leistet schweizweit Sensibilisierungsarbeit. Seit 2023 ist es Teil von Youvita, dem Branchenverband der Dienstleister für Kinder und Jugendliche. Der Übergang ins Erwachsenenleben ist für Careleaverinnen strukturell erschwert. So endet die ausserfamiliäre Unterbringung in vielen Kantonen bereits mit der Volljährigkeit oder mit dem Abschluss der Ausbildung. Das KLC fördert über verschiedene Aktivitäten, dass Careleaverinnen und Careleaver bedarfsorientierte und niederschwellige Unterstützung sowie Chancen- und Rechtsgleichheit im Übergang in die Eigenständigkeit erhalten (siehe leaving-care.ch).
- Der Verein Careleaver Schweiz: Entstanden im Sommer 2021 ist der Verein eine schweizweite Dachorganisation, mit der Careleaverinnen und Careleaver in der ganzen Schweiz erreicht werden sollen. Die Unterstützung erfolgt etwa durch die Vertretung von Anliegen gegenüber von Behörden und Gremien sowie den einfachen Zugang zu Informationen (careleaver.ch).

Die Achtung der Individualität: Ein Postulat der Anthroposophie

Rudolf Steiner hielt vor 100 Jahren den «Heilpädagogischen Kurs» mit zwölf Vorträgen – und begründete damit die anthroposophische Heilpädagogik. Einiges davon ist überholt und dem damaligen Zeitgeist geschuldet. Anderes ist heute noch aktuell und war damals der Zeit voraus. So sprach Steiner etwa dem Leben mit einer Behinderung Sinnhaftigkeit zu und er setzte sich vorbehaltlos für das Lebens- und Bildungsrecht von Menschen mit Unterstützungsbedarf ein.

Von Andreas Fischer*

1924 gelang es, den ersten Fax von Europa über den Atlantik zu senden. Im gleichen Jahr ging in den USA die erste Weltumrundung mit dem Flugzeug zu Ende, sie dauerte 175 Tage. Einem deutschen Arzt gelang das erste Elektroenzephalogramm (EEG). Der Blick auf diese Ereignisse macht deutlich, dass sich in den vergangenen hundert Jahren viel verändert und die Technik sich enorm weiterentwickelt hat. Auch im Verständnis der Menschen mit Unterstützungsbedarf und ihrer Begleitung zeigen sich riesige Entwicklungsschritte. Vor hundert Jahren wurde durch einen Juristen und einen Psychiater die Broschüre «Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens» herausgegeben, die in Kreisen von Hilfsschulen in Deutschland teilweise positive Aufnahme fand und an einem Kongress von Lehrpersonen diskutiert wurde. Heute arbeiten wir an der Umsetzung der UN-BRK mit den Leitmotiven Selbstbestimmung, Teilhabe und Inklusion – ein gewaltiger Spannungsbogen.

Genau vor hundert Jahren hielt Rudolf Steiner in Dornach zwölf Vorträge, den sogenannten «Heilpädagogischen Kurs», und begründete damit die anthroposophische Heilpädagogik.

Im folgenden Beitrag geht es darum, zum 100. Geburtstag der anthroposophischen Heilpädagogik einen kurzen Blick in die Geschichte zu werfen, Leit motive und Kernthemen darzustellen und aufzuzeigen, wie diese im Umgang mit den Herausforderungen in den Bereichen Selbstbestimmung und Teilhabe hilfreich sein können.

Grundlage, Vernetzung und Verbreitung

Die vor einem kleinen Kreis von Persönlichkeiten vorgetragenen zwölf Vorträge bildeten die Grundlage der an vielen Orten auf der Welt entstandenen Institutionen, Schulen, Werkstätten und integrativen Wohn- und Arbeitsangebote für Kinder, Jugendliche, Erwachsene und zunehmend auch für ältere Menschen mit Unterstützungsbedarf. Zuerst waren es Institutionen für

Kinder, in den 50er Jahren rückte die Begleitung von erwachsenen Menschen in den Fokus. In den anthroposophischen Institutionen sprach man in diesem Zusammenhang von Sozialtherapie – da dieser Begriff missverständlich aufgefasst werden kann, wird auch in der Begleitung von Erwachsenen immer mehr von Sozialpädagogik gesprochen. Heute gibt es in 60 Ländern rund 1000 anthroposophisch orientierte Initiativen für Heil- und Sozialpädagogik, weltweit über 50 Ausbildungsstätten und 30 Landesverbände. Der Schweizer Verband «Anthrosocial» wurde 1962 gegründet. Seine Hauptanliegen sind die Förderung der Lebensqualität für Menschen mit Behinderungen und mit einer psychischen Beeinträchtigung, die Vernetzung mit anderen Fachverbänden und die Koordination der Zusammenarbeit der anthroposophisch orientierten Institutionen in der Schweiz. Im Moment sind über 40 Institutionen im Verband Anthrosocial zusammengeschlossen, sie arbeiten in vielen Bereichen,

etwa in der Prävention von Gewalt und sexueller Ausbeutung, verbindlich zusammen. Seit einigen Jahren gibt es im Rahmen des Verbandes auch einen Beirat von Selbstvertretenden, die ihre Stimme einbringen und die Gremien des Verbandes beraten.

In unserer schnelllebigen Zeit stellt sich die Frage, ob Aussagen, die vor hundert Jahren gemacht wurden, noch heute ihre Gültigkeit haben und für die Bewältigung aktueller Fragen und Herausforderung hilfreich sein können. Rudolf Steiner sprach vor dem Hintergrund des damaligen Zeitgeistes, so sind viele von ihm verwendete Begriffe, aber auch der damalige State of the art der Begleitung von Menschen mit Unterstützungsbedarf nicht mehr zeitgemäss. Auf der anderen Seite sind in den Vorträgen Aussagen formuliert, die zeitlos und heute noch aktuell sind: Steiner sprach dem Leben mit einer Behinderung Sinnhaftigkeit zu und setzte sich vorbehaltlos für das Lebens- und Bildungsrecht von Menschen mit Unterstützungsbedarf ein – er war damit seiner Zeit weit voraus.

Kernpunkte anthroposophisch orientierter Begleitung

Die Begleitung von Menschen mit Unterstützungsbedarf auf Grundlage des anthroposophischen Menschenverständnisses umfasst zusammengefasst folgende Kerngedanken: die Anerkennung und Achtung der Individualität jedes Menschen, unabhängig von Behinderung, verbunden mit der Überzeugung, dass in jedem Menschen ein gesunder Wesenskern vorhanden ist. Dann das Bestreben, den Menschen mit Unterstützungsbedarf in seiner Einzigartigkeit als gleichwertig anzuerkennen, die Begleitung als dialogischen Prozess zu gestalten, der dem Gegenüber eine gelingende Biografie, gesellschaftliche Teilhabe und möglichst viel Selbstbestimmung ermöglicht. Zentral ist die Bedeutung des Erlebens eines rhythmisierten Tages-, Wochen- und Jahreslaufes und des künstlerischen Tuns und Erlebens. Eine zentrale Forderung Steiners im «Heilpädagogischen Kurs» besteht darin,

Eine zentrale Forderung von Rudolf Steiner im «Heilpädagogischen Kurs» besteht darin, dass sich die Fachleute führen lassen sollten durch die Individualität der Menschen mit Unterstützungsbedarf.

dass sich die Fachleute führen lassen sollten durch die Individualität der Menschen mit Unterstützungsbedarf. Es geht also nicht darum, eigene Motive und Vorstellungen dem Gegenüber überzustülpen, sondern um die Bemühung, die Motive fürs Tun im Menschen, den sie begleiten, zu finden. Die Begleitung von erwachsenen Personen mit Unterstützungsbedarf hat das Ziel, sie dabei zu unterstützen, ihre biografischen Motive grösstmöglich zu verwirklichen. Dafür braucht es Beratung und Begleitende, die bereit sind, Beziehungen einzugehen und sich in und an der Aufgabe zu entwickeln. Selbstbestimmung bedeutet nicht, dass ich tun und lassen kann, was ich will, sondern dass ich – mit mehr oder weniger Unterstützung – das verwirklichen kann, was als Lebensmotiv in mir veranlagt ist. Dies ist ein beschwerliches Unterfangen, das mit vielen Herausforderungen und Unsicherheiten verbunden ist, aber ganz im Sinne des Wortes von Martin Buber: «Der Mensch wird am Du zum Ich.»

Kein Entweder-oder, sondern ein Sowohl-als-auch

Die Umsetzung der UN-BRK steht auch in den anthroposophisch orientierten Institutionen im Vordergrund. Zentral ist die Frage nach dem Umgang mit Spannungsfeldern, unter anderem im Zusammenhang von Individualität und Gemeinschaft, Fürsorge und Selbstbestimmung sowie Autonomie

und Bedürftigkeit. Weil es hier kein Entweder-oder, sondern nur ein Sowohl-als-auch gibt, ist es von grosser Bedeutung, zusammen mit den Betroffenen ihre individuelle Lebenssituation zu ergründen und Wege zu finden, die ein Optimum an Selbstbestimmung und Teilhabe ermöglichen.

Dabei geht es auch darum, alte und tradierte Formen zu verwandeln, um die oben aufgeführten Kerngedanken der anthroposophisch orientierten Heil- und Sozialpädagogik so in der Praxis zu realisieren, dass sie eine zeitgemässe Antwort auf die aktuellen Herausforderungen und Bedürfnisse sind. Da gibt es keine Rezepte oder Vorgaben, sondern nur individuelles Suchen, aufbauend auf einer dialogischen Beziehungsgestaltung mit den Menschen mit Unterstützungsbedarf – auf der Basis der Vernetzung mit dem sozialen Umfeld, den Angehörigen, Kolleginnen und Kollegen und Verbänden. ■

* Der promovierte Heilpädagoge Andreas Fischer war als Lehrer, Ausbilder und Supervisor tätig. 20 Jahre lange leitete er eine Internatsschule für Kinder mit Behinderungen und 11 Jahre die Fach- und Koordinationsstelle des Schweizer Verbandes Anthrosocial. Bis 2017 war er als Leiter der Höheren Fachschule für anthroposophische Heilpädagogik (HFHS) in Dornach tätig.

kurz & knapp

Kinder & Jugendliche: Der neue Bericht von World Vision zeigt: Nur fünf Prozent der weltweiten öffentlichen Hilfe kommt Kindern zugute – und dies, obwohl

Kinder im Durchschnitt 46 Prozent der Bevölkerung ausmachen, die international Hilfe erhält. **Behinderung:** Der Bundesrat will so viel Geld in den Unterhalt der Bahnanlagen und den barrierefreien Zugang für Menschen mit Behinderung investieren wie noch nie: 16,4 Milliarden Franken sollen in den nächsten vier Jahren investiert werden.

Alter I: Die Pflege zu Hause durch eine öffentlich-rechtliche Organisation hat 2022 pro Stunde 114 Franken gekostet. Private verrechneten dafür 83 Franken. Sie stellten pro Klient aber 2,5 mal mehr Pflegestunden in Rechnung. Innerhalb von zehn Jahren hat sich der Anteil der Schweizer Bevölkerung mit Pflege zu Hause fast verdoppelt. **Alter II:** Musik bringt alten Menschen auch bei einer Demenz mehr Lebensqualität, denn das musikalische Gedächtnis ist von der Krankheit nicht betroffen. Dies zeigte eine Fachtagung für Musikgeragogik zum Thema «Musik und Demenz» an der Hochschule für Musik Luzern.

20 Porträts – 20 Blickwinkel auf Behinderung

Celine van Till und Zahi Haddad haben ein vierhändiges Schreibprojekt in Angriff genommen; sie ist paralympische Athletin, er ist Autor. Ihr Ziel ist es, die Öffentlichkeit zu sensibilisieren und über die Realität von Behinderungen zu informieren. Was gibt es Besseres, als die Realität vor Ort zu veranschaulichen? Die Hindernisse, mit denen Menschen mit Einschränkungen konfrontiert sind, zu ermessen? Mehr über ihren Alltag, ihre Projekte und ihre Träume zu erfahren? Zwanzig inspirierende Persönlichkeiten aus der Romandie aus verschiedenen Generationen, mit unterschiedlichen Hintergründen und Behinderungen werden in Form von Porträts vorgestellt im Buch «Handicap, une vie de tous les jours». Die porträtierten Personen berichten über ihren persönlichen Werdegang, ihr Berufs-, Sozial- und Familienleben, ihre Schwierigkeiten und Grenzen. So zeigen sich zwanzig Blickwinkel und eine einzigartige Entschlossenheit, sich täglich den Herausforderungen zu stellen, die unsere Gesellschaft an sie stellt.

Zahi Haddad und Celine van Till: «Handicap, une vie de tous les jours. Regards croisés de vingt personnalités romandes», Editions Slatkine, März 2024



KI erkennt Verhalten

Im Alter gehen Veränderungen oft schleichend vonstatten. Ein Indikator dafür sind beispielsweise der Stromverbrauch oder andere Abweichungen von der Alltagsroutine. Ein Forscherteam am iHomeLab der Hochschule Luzern hat im Rahmen des Europäischen AAL-Programms (Active Assisted Living) dafür die Web-App «CleverGuard» entwickelt. Mit diesem System können Änderungen im Verhalten erfasst werden. Dies erleichtert es Angehörigen oder Betreuungspersonen, Veränderungen zu bemerken und mit den älteren Angehörigen oder Betreuten zu besprechen. Dies fördert die Beziehung und verbessert die Sicherheit.

Befähigung zur Autonomie

Im ersten Workshop des Projekts «Empower-Assist» diskutierten Selbstvertretende und Fachkräfte, wie Fachkräfte zukünftig ausgebildet werden müssen, um den Bedürfnissen von Menschen mit Beeinträchtigungen gerecht zu werden. Ziel des Projekts von Artiset und Insos ist es, Fachkräfte auf die wachsende Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderung vorzubereiten. Dazu müssen Berufsprofile und -abschlüsse angepasst werden. Im Workshop wurden etwa Herausforderungen beim selbständigen Wohnen behandelt sowie beschrieben, welche Kompetenzen dafür benötigt werden und mit welchen Formaten diese erlangt werden können. Geplant sind nun die Bildung von Expertengruppen aus Selbstvertretenden, Fachkräften, Forschenden und anderen relevanten Akteuren sowie Workshops auf nationaler Ebene. Das Projekt «Empower-Assist» lädt ein, Fragen und Anregungen zu teilen – Ihre Mitwirkung ist wertvoll und willkommen. Vielleicht haben Sie bereits laufende Projekte, die sich mit ähnlichen Themen befassen, und möchten Synergien erkunden und Möglichkeiten der Zusammenarbeit ausloten. Interessierte melden sich bei Sandra Picceni, sandra.picceni@artiset.ch.



Inklusive Spielplatztafel

Die Schweizerische Epilepsie-Stiftung (EPI) hat die erste inklusive Spielplatztafel eingeweiht – auf dem EPI-Areal. Sie wurde vom UK-Netzwerk Zürich gesponsert, dessen Ziel es ist, die Unterstützte Kommunikation (UK) für alle zugänglich zu machen. Mit der Aufstellung der inklusiven Spielplatztafel hat die Schweizerische Epilepsie-Stiftung einen weiteren wichtigen Schritt in Richtung Inklusion gemacht. Denn die Unterstützte Kommunikation fördert die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben – und auf einem Spielplatz, wo zwischenmenschliche Begegnungen stattfinden, ist die inklusive Spielplatztafel besonders wertvoll. Die Tafel präsentiert 66 Symbole aus der METACOM-Symbolsammlung.

Ein Messinstrument fürs «Gute Leben»

Wie lässt sich das «Gute Leben» für Menschen mit Beeinträchtigungen in sozialen Institutionen messen? Das ist das Ziel eines Projekts, das von Artiset mit Insos und in Partnerschaft mit der Fachhochschule Nordwestschweiz derzeit umgesetzt wird. Faktoren, die den Wert des «Guten Lebens» messbar machen, sind für die Umsetzung der UN-BRK, aber auch für die integrierte und sozialraumorientierte Pflege und Betreuung von Menschen mit Behinderungen besonders wichtig. Dabei soll untersucht werden, welche Massnahmen und Umweltbedingungen für welche Personen ein gutes Lebensgefühl bewirken. Aspekte wie Wahlfreiheit, Selbstbestimmung, soziale Einbettung, gesellschaftliche Teilhabe, Bildung oder Freizeit werden in den Fokus genommen. Die neuen Kennzahlen für das «Gute Leben» werden die bestehenden Kennzahlen in etablierten Qualitätsmanagement-Systemen ergänzen. Sie werden entweder direkt in das bestehende QM-System einer Organisation übernommen oder mit einem «Reporting Tool» ausgegeben. Für die zweite Phase des Projekts werden 30 bis 40 Institutionen gesucht, in denen die entwickelten Instrumente breit eingesetzt und zur Praxisreife geführt werden können. Bei Interesse wenden Sie sich bitte an Patricia Jungo, patricia.jungo@artiset.ch.

Über die Pflegequalität reflektieren

Für viele Heime bedeutet die Erhebung medizinischer Qualitätsindikatoren eine grosse Herausforderung. Die Pflegeverantwortlichen von drei Institutionen, die bereits seit vielen Jahren mit Indikatoren arbeiten, zeigen auf, welchen Nutzen die datenbasierte Pflegeentwicklung für sie hat – und sie relativieren die Bedeutung der nationalen Statistik.

Von Elisabeth Seifert

Die Arbeit mit medizinischen Qualitätsindikatoren ist nicht neu. In zahlreichen Heimen hat sich die Auseinandersetzung mit einem Set an Indikatoren längst etabliert. Seit 2019 sind nun sämtliche Pflegeinstitutionen in der Schweiz zwecks Qualitätsverbesserung und nationalem Qualitätsvergleich zur Erhebung von Indikatoren im Bereich von vier Messstemen verpflichtet (Mangelernährung, bewegungseinschränkende Massnahmen, Polymedikation und Schmerzen).

Wir haben mit drei Heimen gesprochen, die über eine breite Erfahrung in der datenbasierten Pflegeentwicklung verfügen: dem KZU Kompetenzzentrum Pflege und Gesundheit mit Sitz in Bassersdorf ZH, dem Zentrum Schlossmatt Region Burgdorf BE sowie Les Résidences prendre soin et accompagner (RPSA) La petite Boissière in Genf. Wie beurteilen die Verantwortlichen den Wert medizinischer Qualitätsindikatoren (MQI)?



Austausch unter Fachpersonen des KZU Pflege und Gesundheit in Bassersdorf ZH. Die Indikatorwerte müssen regelmässig von Expertinnen bearbeitet werden, um eine Verbesserung der Pflegequalität zu erzielen. Foto: KZU

«Sie dienen der internen Reflexion und sind für mich sehr relevant für das Bewusstsein der Fachlichkeit», sagt Marlies Petrig, Leiterin Health Care Services des KZU in Bassersdorf. Es gehe um zentrale Fragen, die das Wohlbefinden der Bewohnenden betreffen: «Haben die Bewohnenden Schmerzen? Montieren wir ein Bettgitter mit der gebotenen Sorgfalt? Oder: Steht bei uns der Medikamentenschrank allzu weit offen?» Für Lucia Schenk, wissenschaftliche Mitarbeiterin Pflege und Therapie im Burgdorfer Zentrum Schlossmatt, ist es wichtig, dass Pflegenden nicht nur ihr Gefühl sprechen lassen, sondern auch «lernen, in Zahlen zu denken». Nur auf diese Weise liessen sich Qualitätsverbesserungen datenbasiert belegen. Und vonseiten RPSA La petite Boissière in Genf unterstreicht Pflegedienstleiterin Anne Plissart: «Wir haben eine umfassende Vision der Verbesserung, die Entwicklung der Pflege mittels Indikatoren ist seit vielen Jahren ein wichtiger Teil davon.»



«Wir haben eine umfassende Vision der Verbesserung, die Entwicklung der Pflege mittels Indikatoren ist seit vielen Jahren ein wichtiger Teil davon.»

**Anne Plissart, Pflegedienstleiterin
RPSA La petite Boissière in Genf**

Vergleichbarkeit erfordert hohe Datenqualität

Während die Vertreterinnen der drei Heime überzeugt sind von der Arbeit mit Indikatoren, relativieren sie die Bedeutung einer nationalen Statistik. Ende Februar hat das Bundesamt für Gesundheit (BAG) erstmals medizinische Qualitätsindikatoren auf Heimebene veröffentlicht, Grundlage sind die Daten des Jahres 2021. Alle drei Pflegeinstitutionen weisen im Vergleich mit den kantonalen Durchschnittswerten gute oder sogar sehr gute Werte aus, wobei RPSA La petite Boissière gemeinsam mit den zwei anderen Standorten der RPSA-Gruppe aufgeführt ist.

Anne Plissart sieht in der nationalen Erhebung vor allem eine Sensibilisierung all jener Institutionen, die bislang noch kaum mit MQI gearbeitet haben. Marlies Petrig vom KZU Kompetenzzentrum Pflege und Gesundheit versteht durchaus, dass der Bund vor dem Hintergrund eines national definierten Katalogs an Pflegeleistungen die Qualität messen will. Und: «Es ist auch nicht schlecht zu sehen, wo man im kantonalen Vergleich steht und sich zu fragen, wie sich die eigenen Daten erklären.» Wichtig aber sei, so Petrig, dass die publizierten Daten nicht dafür verwendet werden, Ranglisten zu erstellen, sondern einzig dem internen Qualitätsverbesserungsprozess dienen.

Petrig begründet dies damit, dass die Zusammensetzung der Bewohnenden die Indikatorwerte beeinflussen kann. Zudem seien die betrieblichen Verhältnisse sehr unterschiedlich: «Es ist zum Beispiel viel leichter möglich, bei der Polymedikation tiefe Indikatorwerte auszuweisen, wenn ein Heim eigene Ärzte anstellen kann und nicht mit zahlreichen Hausärzten gefordert ist, die über wenig Zeitressourcen verfügen.»

Lucia Schenk, Marlies Petrig und Anne Plissart monieren zudem Unregelmässigkeiten bei der Erhebung der Daten oder auch unterschiedliche Erhebungspraktiken, was die Vergleichbarkeit der Indikatorwerte einschränke. Kodierprobleme machen sie bei den drei Messthemen Mangelernährung, Polymedikation und Schmerzen aus.

Eher unproblematisch zu erheben sind die bewegungseinschränkenden Massnahmen. Zwecks künftiger Verbesserung der Datenqualität setzen die drei Heimvertreterinnen auf das laufende «Nationale Implementierungsprogramm – Qualität in der Langzeitpflege in Alters- und Pflegeheimen 2022–2026», kurz NIP-Q-Upgrade genannt.

Regelmässige Analyse der Indikatorwerte

Einen Mangel der Ende Februar erstmals publizierten Statistik sehen die Expertinnen auch darin, dass diese auf einer Datengrundlage beruht, die mehrere Jahre zurückliegt. Die Situation in einem Heim und auch die Indikatorwerte haben sich über diesen langen Zeitraum mit hoher Wahrscheinlichkeit verändert. Mit der künftig jährlichen Publikation dürfte sich die Lücke langsam schliessen. Der nächste nationale Bericht, basierend auf den Daten 2022, ist für Ende dieses Jahr geplant.

Um den internen Qualitätsverbesserungsprozess voranzubringen, sind gemäss den Pflegeverantwortlichen selbst jährliche Beobachtungsperioden eine zu lange Zeit. Sie extrahieren die Indikatorwerte vielmehr alle drei bis sechs Monate aus den entsprechenden Erfassungstools. Alle drei Pflegeheime verfolgen dabei für ihre internen Analysen neben den nationalen Messthemen weitere Indikatoren, die sie für ihre Institution als besonders nützlich empfinden: RPSA La petite Boissière hat zusätzlich →

etwa die Anzahl Stürze, Hospitalisierungen und Fälle von Dekubitus im Blick.

Dekubitus-Fälle, aber nur jene, die innerhalb der Institution entstanden sind, werden auch im Zentrum Schlossmatt zusätzlich unter die Lupe genommen. «Schlossmatt»-Verantwortliche Lucia Schenk interessiert sich weiter für den Indikator «Neuroleptika-Abgabe bei Niederrisikopatienten». Neuroleptika respektive Antipsychotika seien nur in schweren Fällen mit psychotischen Symptomen angezeigt, die zu Aggressivität führen, «nicht aber, um jemanden ruhigzustellen, weil man sich anders nicht zu helfen weiss».

Auch das KZU überprüft neben den nationalen MQI zusätzliche Indikatoren. «Es ist gar nicht so wichtig, welche Indikatoren man überprüft», meint Marlies Petrig, «die Institutionen müssen vor allem wissen, wo sie stehen und wo sie sich verbessern wollen.» Und: «Heime dürfen sich nicht zufrieden zurücklehnen, wenn sie im kantonalen Vergleich gut abschneiden», unterstreicht Petrig, deren Institution im BAG-Bericht von Ende Februar bei sämtlichen Indikatoren deutlich unter dem Zürcher Durchschnitt liegt. «In Qualitätsfragen muss es darum gehen, das Beste für jeden Bewohner und jede Bewohnerin herauszuholen.»



«Es ist viel leichter möglich, bei der Polymedikation tiefe Indikatorwerte auszuweisen, wenn ein Heim eigene Ärzte anstellen kann.»

Marlies Petrig, Leiterin Health Care Services des KZU in Bassersdorf ZH

Anzeige

AKTIVIERUNG

HÖHERE FACHSCHULE FÜR AKTIVIERUNG AM PULS DER PRAXIS

HF Diplom 3-jährige Vollzeitausbildung
 Dipl. Aktivierungsfachfrau HF
 Dipl. Aktivierungsfachmann HF
 > Mehr zum Aufnahmeverfahren unter [medi.ch](https://www.medi.ch)

Weiterbildungsangebote
 für Aktivierungsfachpersonen HF
 (Ermässigung für SVAT-Mitglieder)

Zertifikat FAB
 Fachperson in aktivierender Betreuung
 Fachverantwortliche/r in Alltagsgestaltung und Aktivierung
 > Mehr zu den Weiterbildungsangeboten unter [medi.ch](https://www.medi.ch)

medi | Zentrum für medizinische Bildung | Aktivierung HF
 Max-Daetwyler-Platz 2 | 3014 Bern | Tel. 031 537 31 10 | at@medi.ch

careum

17.09.2024
Careum
Führungstagung
Fokuswechsel –
das Positive
im Blick

Careum Weiterbildung

Planen Sie jetzt Ihre berufliche Entwicklung. Individuell. Mit uns.

Aktuelle Weiterbildungen

- Langzeitpflege und -betreuung – Vorbereitungskurs eidg. Berufsprüfung
- Nachdiplomkurs Stoma-, Kontinenz- und Wundpflege
- Beratung in der Altersarbeit **NEU**
- Nachdiplomkurs Palliative Care
- Praktische Gerontologie **NEU**

MEHR ERFAHREN →

[careum-weiterbildung.ch](https://www.careum-weiterbildung.ch)

Zusammenarbeit mit Pflegeexpertinnen

Um auf der Ebene der Bewohnenden gute Arbeit leisten zu können, geht das KZU folgendermassen vor: Die Indikatorwerte gehen viertel- oder halbjährlich an die Pflegeexpertinnen, die jeweils für eine oder zwei Abteilungen zuständig sind. «Die Daten müssen klar adressiert sein und von Fachpersonen bearbeitet werden, die diese Daten auch wirklich verstehen», erläutert Petrig die «konsequente Zusammenarbeit mit Pflegeexpertinnen». In gemeinsamen Besprechungen mit einem vom Heim angestellten Arzt oder einer Ärztin werde dann in jedem einzelnen Fall nach Erklärungen gesucht – und mögliche Verbesserungen eingeleitet.

«Es interessiert mich nicht so sehr, wie hoch ein Indikatorwert ausfällt, wichtig ist vielmehr, ob jeder einzelne Fall wirklich begründet ist», sagt Petrig. Aufgrund komplexer gesundheitlicher Situationen könne es nämlich sein, dass ein Heim auch mal höhere Werte hat. Über die laufenden Bemühungen hinaus nimmt das KZU auch immer wieder mal ein übergeordnetes Projekt an die Hand: Derzeit finden etwa interne Audits statt, um zu prüfen, ob die bewegungseinschränkenden Massnahmen «state-of-the-art entschieden, dokumentiert und evaluiert werden».

Ganz ähnlich ist das Vorgehen auch bei RPSA La petite Boissière in Genf und dem Zentrum Schlossmatt in Burgdorf. Alle drei Monate, so Anne Plissart, werden die Indikatorwerte gemeinsam mit Pflegeexpertinnen analysiert und falls nötig Verbesserungen eingeleitet. «Am Ende jedes Quartals schaue ich mir die Indikatorwerte an und informiere die einzelnen Teams», schildert Lucia Schenk das Vorgehen. Die Teams analysieren dann mit Unterstützung von Pflegeexpertinnen jeden einzelnen Fall. Darüber hinaus finden monatliche Treffen der Arbeitsgruppe Pflegequalität statt, in der unter anderem auch Auffälligkeiten bei den Indikatorwerten zur Sprache kommen.

Besonderes Augenmerk: Polymedikation

Wie gerade auch die erste nationale Statistik deutlich macht, ist der Anteil der Bewohnenden, die viele respektive zu viele Medikamente einnehmen, in einem grossen Teil der Heime hoch. Im schweizweiten Durchschnitt sind es etwa 42 Prozent der Bewohnenden, die täglich neun Wirkstoffe und mehr zu sich nehmen. Dem Indikator Polymedikation muss deshalb die besondere Aufmerksamkeit der Pflegeverantwortlichen gelten. In Genf ist dazu letztes Jahr sogar ein kantonales Pilotprojekt lanciert worden, an dem mit «Les Charmilles» auch der grösste Standort der RPSA-Gruppe teilgenommen hat. Mittlerweile werden die Massnahmen in allen drei Standorten der RPSA-Gruppe umgesetzt: Gemeinsam mit dem für das Heim zuständigen Arzt oder der zuständigen Ärztin prüft eine klinische Pharmazeutin in regelmässigen Abständen die Medikation der Bewohnenden. «Im Rahmen des Pilotprojekts konnte die Medikation deutlich reduziert werden», sagt Anne Plissart. Bei der flächendeckenden Umsetzung erweise sich jetzt aber die Zusammenarbeit mit

den individuellen Hausärzten und Hausärztinnen der Bewohnenden als Herausforderung.

Im Zentrum Schlossmatt in Burgdorf ist der Anteil der Bewohnenden mit Polymedikation reduziert worden, indem die Teams der einzelnen Abteilungen die Medikation der Bewohnerinnen und Bewohner alle drei Monate konsequent überprüfen – und gemeinsam mit der Heimärztin entsprechende Massnahmen besprechen. «Die gesundheitliche Situation verändert sich laufend, und deshalb braucht es eine kontinuierliche Anpassung der Medikamente», sagt



«Am Ende jedes Quartals schaue ich mir die Indikatorwerte an und informiere die einzelnen Teams. Diese analysieren mit Unterstützung von Pflegeexpertinnen jeden einzelnen Fall.»

Lucia Schenk, wissenschaftliche Mitarbeiterin Pflege und Therapie im Zentrum Schlossmatt Burgdorf BE

Lucia Schenk. Mit den Hausärztinnen und Hausärzten lassen sich die Medikamente nicht so rasch anpassen. Die individuellen Ärzte seien aufgrund ihrer knappen Ressourcen im Übrigen froh, wenn sie durch die Heimärztin entlastet sind.

Ähnlich funktioniert es im KZU, wie Marlies Petrig erläutert: «Wir haben auch bei uns die freie Arztwahl, die Bewohnenden stellen aber jeweils schnell auf die vom Heim angestellten Ärztinnen und Ärzte um, weil deren Erreichbarkeit viel höher ist.» Über die Jahre habe sich bei der Pflege und der Heimärzteschaft eine hohe Sensibilität bezüglich einer adäquaten Medikation entwickelt. ■

«Gesellschaftliches Engagement braucht Anerkennung»

Das Migros-Kulturprozent stärkt das gesellschaftliche Engagement, um einen Beitrag zum Zusammenhalt zu leisten. In der Förderung Soziales gibt es drei Neuerungen, die Jessica Schnelle*, Leiterin Soziales, erläutert. So sind etwa seit kurzem Förderbeiträge für die strategische Weiterentwicklung von gemeinnützigen Organisationen ausgeschrieben – diese kommt im Tagesgeschäft häufig zu kurz.

Von Salomé Zimmermann

Im März 2024 wurde die Förderung Soziales angepasst. Was hat sich verändert?

Mit unseren Förderaktivitäten setzen wir uns gemeinsam mit Partnern für eine sozial nachhaltige Gesellschaft ein. Unsere Schwerpunkte liegen in der Begegnung, dem Dialog und dem gesellschaftlichen Engagement. Neu ist die lokale Förderung, denn das gesellschaftliche Engagement findet häufig lokal statt. So werden nun auch im lokalen Bereich Vorhaben für den gesellschaftlichen Zusammenhalt unterstützt. Dabei denken wir an Projekte, bei denen Menschen gemeinsam etwas unternehmen, sich unterstützen und vernetzen oder auch gesellschaftliche Fragen thematisieren. Die zweite Neuerung betrifft die Weiterentwicklung von gemeinnützigen Organisationen. Für die strategische Ausrichtung fehlen oftmals die Mittel, da diese vor allem in den Betrieb und die Angebote fliessen. Als dritten Punkt machen wir

neu regelmässige Ausschreibungen zu aktuellen gesellschaftlichen Themen. Eine erste solche thematische Ausschreibung gibt es derzeit zum Thema «kulturelle Vielfalt». Interessierte können ganzjährig jederzeit einen Förderantrag für «Projekte und Initiativen» sowie «Organisationsentwicklung» stellen. Die Ausschreibungen zu aktuellen gesellschaftlichen Themen hingegen stehen für einen bestimmten Zeitraum zur Verfügung.

Warum entschieden Sie sich für diese Erweiterungen?

Es gehört dazu, dass wir in gewissen Abständen die Ausrichtung unserer Förderinstrumente überprüfen. Wir richten sie dann an beobachteten Entwicklungen und verändertem Bedarf aus, um unseren Förderauftrag zeitgemäss umzusetzen. Es handelt sich also nicht um eine Erweiterung, sondern um eine Anpassung der Fördermassnahmen.

Was gilt es beim Angebot zur strategischen Weiterentwicklung von gemeinnützigen Organisationen zu beachten?

In diesem neuen Fördergefäss ist uns wichtig, dass es sich um ein etabliertes Angebot handelt und dass der Prozess der Veränderung langfristig angelegt ist. Es soll nicht darum gehen, ein neues Produkt zu entwickeln, etwa einen Weiterbildungsstudiengang. Projekte sind für Förderer häufig attraktiver und werden sowieso schon stärker gefördert. Organisationen bringt dies manchmal in eine Art «Projektitis». Dem wollen wir mit diesem neuen Fördergefäss entgegensteuern. Wir haben Anträge erhalten, bei denen es beispielsweise um Fusionsprozesse geht oder um Nachfolgeregelungen. Wichtig ist für uns auch, dass die Wirkung der Institutionen überregional ist, es geht also nicht um kleine Vereine mit wenigen Mitgliedern. Die grossen Organisationen können sich die Entwicklung meistens

selbst leisten, aber gerade bei mittelgrossen bleiben häufig keine Zeit und kein Geld für Konzeptarbeit. Dabei ist es neben der Leidenschaft fürs Machen von Zeit zu Zeit wichtig, zu hinterfragen, ob das Richtige nach wie vor richtig gemacht wird. Wir werden dieses Förderinstrument abgestimmt auf die Bedürfnisse der Förderpartner kontinuierlich weiterentwickeln.

Welches sind Projekte, auf die Sie besonders stolz sind?

Es erfüllt mich mit Freude, dass wir teilweise besonders früh festgestellt haben, wo es Lücken gab, und dass wir viele Programme partizipativ mit einem Multi-Stakeholder-Ansatz entwickelt und umgesetzt haben. Dies ermöglicht eine solide Basis, sodass die Projekte auch nach unserer Förderung weiterbestehen und entsprechende Angebote zur Verfügung stehen. Ich denke da etwa ans Projekt «Tavolata», das via selbstorganisierte Tischgemeinschaften Menschen durchs gemeinsames Kochen und Essen vernetzt. Ein weiteres erfolgreiches Projekt ist «Vitamin B», die Fachstelle für Vereine, die einzige ihrer Art und seit über 20 Jahren tätig. Auch auf das Netzwerk «Erzählcafé» bin ich stolz, an moderierten Erzählcafés tauschen sich Menschen über ihre Lebensgeschichten und Erfahrungen aus und stärken dadurch den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Und derzeit stehen die Klima-Seniorinnen ja gerade im Fokus. Sie gingen aus der «Grossmütter Revolution» hervor, die

«Wir haben den Reflex, zusammenzurücken, aber besser ist es, wenn wir die Vielfalt nutzen können, statt uns bedroht zu fühlen.»

Jessica Schnelle



Jessica Schnelle: «Das gesellschaftliche Engagement füllt die Zwischenräume und ist so Schmiermittel unserer Gesellschaft.» Foto: Jasmin Frei

von 2010 bis 2022 ein Projekt des Migros-Kulturprozents war und seither von einem eigenständigen, gemeinnützigen Verein weitergeführt wird.

Wo sehen Sie den grössten Bedarf an Förderung im sozialen Bereich?

Da unterscheide ich zwischen dem thematischen und dem methodischen Bereich. Thematisch sehe ich eine grosse Herausforderung bei der Chancengleichheit und Teilhabe auf allen Ebenen. Und wahrscheinlich geht die Schere bezüglich der Chancen, dass alle am gesellschaftlichen Leben teilnehmen, noch weiter auf wegen steigender Lebenshaltungskosten und der zunehmenden Digitalisierung. Der Schlüssel für die Teilhabe ist das Engagement, das die Zwischenräume füllt und so Schmiermittel unserer Gesellschaft ist.

Im methodischen Bereich sehe ich Bedarf bei der Co-Kreation, dem Zusammenarbeiten unterschiedlicher Disziplinen für die beste Lösung. Die Anforderungen sind oft so komplex, dass es die Perspektiven vieler braucht, um nachhaltig zu wirken. Das braucht jedoch Zeit, und diese ist knapp in einer Welt, die auf Effizienz getrimmt ist.

Was hat sich in Bezug auf die soziale Förderung verändert im Verlauf der letzten Jahre?

Eine grosse Veränderung ist sicher die starke Fokussierung auf die Wirkung von Fördermassnahmen. Die Qualität von Aktivitäten wird daran bemessen, wie gross ihr Einfluss darauf ist, Menschen und ihre Verhaltensweisen, also die Gesellschaft, zu verändern. Dabei gilt es meiner Meinung nach ein Gleichgewicht zu finden zwischen →

evidenzbasierten Resultaten und konstruktivem Dialog darüber, denn viele soziale Wirkungen sind schwierig zu messen. Ausserdem nehme ich wahr, dass partizipative Ansätze, bei der die Anspruchsgruppe in die Entwicklung von Förderaktivitäten involviert sind, zugenommen haben.

«Soziale Wirkungen sind schwierig zu messen.»

Jessica Schnelle

Die Beiträge des Migros-Kulturprozents, die erstmals beziffert werden, sind fürs einzelne Projekt nicht riesig. Sind solche breiten Förderungen nach dem Giesskannenprinzip auch tatsächlich nachhaltig?

Ich glaube, dass die Beitragshöhe nicht ein Punkt der Nachhaltigkeit ist. Aus unserer Erfahrung entsteht Nachhaltigkeit bei sozialen Projekten durch eine Reihe unterschiedlicher Faktoren: ein starkes Team, ein guter Fördermix mit breiten Partnerschaften, eine stetige Weiterentwicklung unter Einbezug der Beteiligten sowie gute Kommunikation, die das Projekt von Anfang an begleitet. Geld ist daher notwendig, aber nicht hinreichend. Ein Blick und die Unterstützung von aussen können viel bewirken. Denn es geht auch immer

darum, angesichts der knappen Ressourcen zu erkennen, was bereits da ist. Mit dem Förderangebot «Coaching für soziale Initiativen» ermöglichen wir diesen Blick. Gesellschaftliches Engagement braucht Anerkennung. Die Wertschätzung und die Beziehungen sind entscheidend, denn viele helfen aus einer sozialen Motivation heraus mit. Genau da setzt auch unser Programm «ici, gemeinsam hier» an. Wir unterstützen dabei Integrationsprojekte, die Menschen mit verschiedenen kulturellen Hintergründen zusammenbringen und so den Zusammenhalt in der Schweiz stärken. Mit den aktuell bis Ende Jahr laufenden «Minigrants» reagieren wir auf eine Umfrage in der Community: Unsere Förderpartnerinnen und -partner haben sich gewünscht, auf niederschwelligem Weg


Anzeige

SMARTLIBERTY



— MORE TIME FOR CARE —

MEHR ZEIT FÜR DIE PFLEGE DANK DER SMARTLIBERTY-LÖSUNG

SmartLiberty vereint in einem einfachen und modularen System Funktionen wie den mobilen Bewohnerruf, Weglaufschutz, Assistenzruf und vieles mehr.



Besuchen Sie uns



Jessica Schnelle freut sich übers gelungene Projekt «Tavolata», das via selbstorganisierte Tischgemeinschaften Menschen durchs gemeinsame Kochen und Essen vernetzt. Foto: Daniel Winkler

Wie kann uns das gelingen?

Da habe ich ein gutes Beispiel, die sogenannte Plauderkasse, die von der Fachstelle «Gsünder Basel» in Zusammenarbeit mit dem Migros-Kulturprozent initiiert wurde. Die Idee kommt aus Holland, und es geht darum, ältere und einsame Menschen zu erreichen, dort, wo sie sich aufhalten. An der Plauderkasse, wie es sie bisher in der Migros Basel gibt, herrscht keine Eile. Die Kundschaft darf sich Zeit nehmen und die Gelegenheit für einen Schwatz mit Freiwilligen nutzen, um sich mitzuteilen und auszutauschen. So wird der soziale Muskel trainiert.

Welches sind Ihre Wünsche für die Zukunft bezüglich der sozialen Förderung?

Ich hoffe, dass es auch in Zukunft weiterhin und mehr fruchtbare Allianzen zwischen Förder- und Projektpartnern gibt. Dies bedingt, über den eigenen Tellerrand hinaus zu denken, voneinander lernen zu wollen und die jeweiligen Ressourcen (Know-how, Finanzen, Netzwerke) geschickt für eine gemeinsame Vision zu nutzen. ■

* Jessica Schnelle (46) ist Leiterin Soziales in der Direktion Gesellschaft & Kultur beim Migros-Genossenschafts-Bund. Mit ihrem Team verantwortet die promovierte Motivationspsychologin die Förderaktivitäten zur Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts.

auch kleinere Beiträge bis maximal 2500 Franken zu erhalten, beispielsweise für ein Dankesessen für die freiwillig Engagierten, Raummiete oder Druckkosten für Flyer.

Wie beurteilen Sie den derzeitigen Zustand unserer Schweizer Gesellschaft?

Studien zeugen von einer hohen Lebenszufriedenheit in der Schweiz. Grundsätzlich ist das Vertrauen in die Nachbarschaft hoch, auch wenn das Verhältnis von Distanz geprägt ist – dies zeigen sowohl eine Untersuchung des Bundesamts für Statistik wie auch eine Studie des Gottlieb Duttweiler Instituts. Gesellschaftliches Engagement ist weit verbreitet, was die Zivilgesellschaft stärkt. Dennoch sind Sorgen aufgrund von Multikrisen, steigenden Lebenshaltungskosten, wahrgenommenen Polarisierungen sowie demografischen Entwicklungen präsent. In Zeiten von Krisen ist das Kontrollbedürfnis gross, alles soll möglichst gleich bleiben. Ich fürchte aber, dass wir nie mehr so ruhige Zeiten haben werden wie bisher. Als Gesellschaft müssen wir viel Zeit und Energie aufbringen, um auch schwierige Themen anzugehen und Privilegien abzugeben – in ganz alltäglichen

Bereichen wie der Feriengestaltung oder der Ernährung, zum Nutzen der Natur und des Gemeinwohls. Aber diese Entwicklung betrifft nicht nur die Zivilgesellschaft, sondern ganze Wirtschaftssysteme. Zudem geht es darum, sich nicht nur in der eigenen Blase zu bewegen, sondern sich mit dem Fremden zu konfrontieren. Wir haben den Reflex, zusammenzurücken, aber besser ist es, wenn wir die Vielfalt nutzen können, statt uns bedroht zu fühlen.

Anzeige



ROHRMAX 

Abfluss verstopft?

24h Service

Rohrreinigung

Kanal-TV

Rohr-Sanierung

Lüftungsreinigung

Kostenlose Funktionskontrolle

Abwasser + Lüftung

...ich komme immer! 0848 852 856

info@rohrmax.ch

Soziale Innovationen voranbringen

Technische Neuerungen genügen nicht, um Herausforderungen in der Sozial- und Gesundheitspolitik zu begegnen. Der von der Föderation Artiset mitgegründete Verein Innovationsociale engagiert sich mit einem Innovation Booster für soziale Innovationen. An einer Veranstaltung Anfang Mai haben breit zusammengesetzte Teams über Ideen zum Wohlergehen von Kindern, Jugendlichen und Familien reflektiert.

Von Patricia Jungo*

Gesamtgesellschaftliche Veränderungen wie der demografische Wandel oder die Digitalisierung werden sich in den nächsten Jahren stark auf das Gemeinwesen auswirken. Dies gilt insbesondere für die Bereiche Soziales und Gesundheit. Für die notwendige Unterstützung vulnerabler Menschen sind neue Ansätze gefragt. Dabei bekommen die Forderungen nach Selbstbestimmung und voller gesellschaftlicher Teilhabe der betroffenen Menschen grösseres Gewicht. Die alten Rezepte der fremdbestimmten Versorgungslogik verlieren an Bedeutung. Genau an dieser Stelle setzt das Konzept der sozialen Innovation an.

Eine neue Herangehensweise

Soziale Innovationen beziehen betroffene Menschen ein, bieten eine neuartige Herangehensweise und Lösung für ein soziales Problem und einen Mehrwert, der zu einem wesentlichen Teil wiederum der Gesellschaft als Ganzes zugutekommt. Sie sind zusammen mit technischen Neuerungen unerlässlich, wenn es um die Bewältigung der gesellschaftlichen Herausforderungen geht. Die Bedeutung von sozialen Innovationen ist im Gegensatz zur klassischen Innovation, die in der Regel an Technik und Produkte gebunden ist, jedoch noch wenig bekannt. Hier braucht es einen gezielten «Booster». Technische Neuerungen reichen nicht aus, um den Herausforderungen in der Sozial- und Gesundheitspolitik zu begegnen. Es braucht soziale Innovationen, etwa neue Formen bei Betreuung und

Begleitung oder vernetzte Organisationsformen, die zu mehr Lebensqualität bei effizientem Mitteleinsatz führen. Der Bereich der sozialen Innovation ist auch in Forschung und Entwicklung erst wenig abgedeckt.

Aktive Partizipation aller Interessengruppen

Im Jahr 2021 engagierte sich die Föderation Artiset deshalb für die Gründung des Vereins zur Förderung der sozialen Innovation, kurz Innovationsociale. Seine Mitgliedorganisationen aus Forschung und Praxis wollen mithilfe von partizipativen Methoden die soziale Innovation in der Schweiz sowie die Zusammenarbeit zwischen Organisationen der Forschung, des Sozial- und Gesundheitswesens, der Prävention und Gesundheitsförderung sowie von Betroffenen und deren Vertreterinnen und Vertretern fördern. Als erster Schritt hierfür ist es dem Verein im Juli 2021 gelungen, das Mandat für einen sogenannten Innovation Booster der Schweizerischen Agentur für Innovationsförderung, Innosuisse, zu erhalten. Dieses Programm erlaubt dem Verein, während vier Jahren einen jährlichen Innovationszyklus zur Anschubfinanzierung von innovativen Ideen zu einem bestimmten Thema im Sozial- und Gesundheitsbereich zu lancieren. Angesprochen werden motivierte Macherinnen und Macher, die Lust haben, unsere Gesellschaft in gesundheitlichen und sozialen Fragestellungen voranzubringen sowie in einem bunt durchmischten Innovations-team zusammenzuarbeiten.



Gemeinsam zukunftsweisende Vorschläge zu Herausforderungen im familiären Bereich zu entwickeln: Das ist die Idee hinter der dritten Ausschreibung des Innovation Boosters.

Foto: I-Stock/Symbolbild

Mehr zum Verein
Innovationsociale:



Aktive Partizipation aller Interessengruppen wird im ganzen Programm gelebt. In den Gremien des Innovation Boosters sind Personen aus Organisationen der Sozialen Arbeit oder der Gesundheit, aus Fachverwaltungen, der Wissenschaft wie auch Nutzende von Angeboten vertreten. Diese Voraussetzung gilt auch für die Innovationsteams, die mit einer Idee an den Start gehen. Ein weiteres erklärtes Ziel des Programms ist die Förderung der Mehrsprachigkeit. Die Kommunikation rund um das Programm sowie alle Dokumente, Informationen und Veranstaltungen werden konsequent in Deutsch, Französisch und Italienisch angeboten. Auf der Website finden sich die wichtigsten Informationen zudem auch in Englisch. Diese Anstrengung widerspiegelt sich in einer guten Vertretung von interessierten Personen und eingereichten Ideen aus allen drei Sprachregionen.

Familiäre Herausforderungen meistern

Unter dem Motto «Gemeinsam das Sozial- und Gesundheitswesen voranbringen – Mach etwas aus deiner Idee!» haben am 2. Mai in Olten rund 50 Personen aus allen Landesteilen zum Auftakt der dritten Ausschreibung des Innovation Boosters zusammengefunden. Alle Teilnehmenden sind am Wohlergehen von Kindern, Jugendlichen und Familien interessiert, und sie haben grundlegende Probleme erkannt, denen sie mit zahlreichen innovativen Ideen begegnen möchten. Mit dem Anlass wurden alle dazu eingeladen noch einmal einen Schritt zurückzugehen, sich zu öffnen

und bereits vorhandene Lösungsansätze in der Diskussion mit anderen Teilnehmenden zu überdenken und zu schärfen. Der Design-Thinking-Prozess, der an diesem Tag durchlaufen wurde, mit den vielen Fragestellungen, war für einige ungewohnt, aber die Rückmeldungen waren sehr positiv. Eine Teilnehmerin fand es gar entspannend, sich einmal einen Tag wirklich mit der Problemstellung auseinanderzusetzen und nicht sofort mit der Lösungsfindung zu beginnen. Die im Nachgang des Anlasses eingereichten 23 Eingaben lesen sich spannend und sind breit gefächert innerhalb der Bereiche Soziales und Gesundheit: Das Feld der Ideen reicht von Pädiatrischen Behandlungen und Gesundheitskompetenzen über den Bildschirmkonsum und Herausforderung Familie bis hin zum Familiendialog und Virtual Reality.

Besonders erfreulich ist die nationale Abdeckung, die auch in diesem Jahr wieder erreicht werden konnte. Mit 13 Eingaben, die sich eher dem deutschsprachigen Raum zuordnen lassen, 6 dem französischsprachigen und 4 dem italienischsprachigen sind alle Sprachregionen vertreten. Nun ist das Panel am Zug, welches die eingegangenen Ideen auf die Minimalkriterien prüft und bekannt gibt, welche Gruppen für die erste Phase der Ideenausarbeitung und der vollständigen Zusammenstellung der Innovationsteams eine Finanzierung von je 5000 Franken erhalten. ■

* Patricia Jungo ist Koordinatorin Innovation & Wissenstransfer von Artiset



Gesundheit

Neue
Weiterbildung

CAS Family Systems Care

Erwerben Sie umfassende Kenntnisse, um lösungs- und ressourcenorientiert mit Klient:innen, Patient:innen und ihren Familien zusammenzuarbeiten. Herausfordernde Gespräche werden mit professionellen Schauspieler:innen geübt. Ergänzt wird das praktische Trainieren mit Theorie zum familiensystemischen Ansatz. Die Weiterbildung setzt sich aus drei Modulen zusammen und richtet sich an alle Fachpersonen im Gesundheitswesen.

Erfahren Sie mehr unter:
→ [zhaw.ch/gesundheits/
weiterbildung](http://zhaw.ch/gesundheits/weiterbildung)



Die Zukunft
ist offen.
Wir bereiten
Sie darauf
vor.

Fachkurse, Lehrgänge und
Inhouse-Weiterbildungen

- Führung/Management
- Sozial- und
Kindheitspädagogik
- Pflege und Betreuung
- Gastronomie/
Hauswirtschaft
- Selbst- und
Sozialkompetenz



Weiterbildung

 Weil erstklassige
Bildung wirkt.
artisetbildung.ch

**ARTISET
Bildung**

Bei uns finden
Sie das passende
Personal!

sozjobs.ch

Der Stellenmarkt für Sozial- und Gesundheitsberufe



«Das Interesse an Menschen hat mich immer begleitet»

Die diplomierte Pflegefachfrau mit Schwerpunkt Psychiatrie, Anna Marti, hat über einige bereichernde Umwege wieder zu ihrem ursprünglichen Beruf gefunden. Die in der Zwischenzeit dazugewonnenen Erfahrungen und das neue Wissen helfen ihr bei der Arbeit.

Von Susanna Valentin

«Ich vergleiche mich gern mit einem Meerschweinchen», erzählt die ausgebildete Pflegefachfrau Anna Marti, «man kann es aus der gewohnten Umgebung nehmen, irgendwo hinstellen, und es macht einfach weiter, als wäre nichts gewesen.» Genauso fühlte sich die 64-Jährige beim Wiedereinstieg in den Pflegeberuf vor fünf Jahren. Als 59-jährige arbeitete sie zuerst ein paar Monate in der Demenzabteilung eines Pflegeheims, danach kehrte sie mit einem 80-Prozent-Pensum in den Bereich zurück, in welchem sie auch den Schwerpunkt ihrer Ausbildung gesetzt hat: in die Psychiatrie.

«Wahrscheinlich wäre ich viel eher in meinen ursprünglichen Beruf zurückgekehrt, hätte ich in den Jahren meiner Abwesenheit ab und zu einen Einblick in das Geschehen in der Psychiatrie erhalten», ist sie heute überzeugt, «das hätte das Gefühl gemindert, nicht mehr auf dem Laufenden zu sein.» Klinikzeitschriften, Infos, ein Newsletter: Möglichkeiten sieht sie einige, mit denen ehemalige Arbeitgeber mit Arbeitnehmenden verbunden bleiben können. «Ein Anknüpfungspunkt

kann die Abwesenheit überbrücken», ist Marti überzeugt, «dann würden wohl einige früher wieder einsteigen.» Mutterschaft ist einer der bedeutendsten Gründe, weshalb ausgebildete Pflegefachkräfte aus dem Beruf aussteigen; so auch Anna Marti. Nach ihrer Lehre in der Psychiatrie Münsterlingen und einigen Anstellungen als Springerin in unterschiedlichen Institutionen kam 1987 ihr erster Sohn zur Welt, 1990 ein weiterer Sohn und 1993 sowohl eine Tochter als auch eine Ziehtochter, deren Obhut sie übernahm.

Qi-Gong, Homöopathie und TCM

Der Wunsch, wieder in ihren Beruf zurückzukehren, begleitete die interessierte Pflegefachfrau stets. Dies, obwohl sie die Jahre der Abwesenheit in keiner Weise ungenutzt verstreichen liess. Sie arbeitete im Bergsport-Geschäft ihrer Mutter mit, bildete sich als Qi-Gong-Lehrerin aus, schloss eine Ausbildung als Homöopathin ab und absolvierte eine Ausbildung in Traditioneller Chinesischer Medizin, um schliesslich 2005 eine Praxis für

Homöopathie und TCM zu eröffnen. «All diese Erfahrungen konnte ich bei meinem Wiedereinstieg nutzen», erinnert sie sich, «mein Interesse an menschlichem Verhalten und den unterschiedlichen Persönlichkeiten blieb dabei stets ein wichtiger Begleiter.» →

KAMPAGNE ZUM WIEDEREINSTIEG

2020 wurde die Kampagne «wiedereinsteigen.ch» von den Branchen, den Zentralschweizer Kantonen und Xund lanciert. Der Wiedereinsteigerinnenkurs von Artiset Bildung, den Anna Marti besucht hat, ist Teil dieser Offensive.

So wird die Plattform wiedereinsteigen.ch genutzt:

- Über 70 000 Besuchende informierten sich bis jetzt auf wiedereinsteigen.ch
- Über 1000 Standortbestimmungen wurden bis jetzt auf wiedereinsteigen.ch vorgenommen.
- 95 Prozent der Anträge für die Übernahme der Kurskosten wurden durch Kantone und Bund angenommen.
- 2023 haben 100 Prozent der Kursbesucherinnen wieder eine Anstellung gefunden.

2020 lancierten die Gesundheitsbetriebe, die Zentralschweizer Kantone und weitere Partner die gemeinsame Kampagne «wiedereinsteigen.ch». Anna Marti besuchte einen Wiedereinsteigerinnenkurs, der von Artiset Bildung angeboten wurde. «Ich merkte, dass ich eigentlich in den meisten Arbeitsbereichen noch fit bin», erklärt die Schwandnerin. Das zu merken, habe den Entscheid zur Rückkehr noch bestärkt. Im Kurs frische sie das Wundmanagement auf, die Handgriffe sassen wieder perfekt. «Gefehlt hat mir einzig eine vertiefte Wissensvermittlung im Hinblick auf Medizinaltechnik, insbesondere Blutentnahmen. Dafür werden andere Materialien genutzt als früher.» Auch hier zeigte sich Marti flexibel: Kurzerhand brachte sie sich das notwendige Wissen aus Eigeninitiative mit Unterstützung ihres Teams bei. «Ich musste mich an dieser Stelle ziemlich gut einarbeiten», erzählt sie, «zum Glück ist die Klinik St. Urban gut ausgerüstet mit entsprechenden Unterlagen. So konnte ich mir das neue Wissen selbst während der Arbeit aneignen, bevor ich für Nachtdienste einsprang, bei

denen ich das Wissen dann auch anwenden musste.»

Teamarbeit als ein wichtiger Faktor

Ihr Team empfand Anna Marti immer als grosse Unterstützung. «Wieder in einem Team arbeiten zu können, war sowieso ein wichtiger Faktor für meinen Wiedereinstieg als Pflegefachfrau», betont sie. Der Austausch untereinander, die Verantwortung gegenüber den Patientinnen und Patienten gemeinsam zu tragen, sich gegenseitig zu

«Wahrscheinlich wäre ich eher in meinen Beruf zurückgekehrt, wenn ich in den Jahren meiner Abwesenheit ab und zu einen Einblick in die Psychiatrie erhalten hätte.»

Anna Marti, Pflegefachfrau Schwerpunkt Psychiatrie

unterstützen: All das hat ihr in den Jahren der Selbständigkeit gefehlt. «In der Klinik St. Urban habe ich mich wahnsinnig schnell aufgehoben und sehr willkommen gefühlt», ergänzt sie, «das habe ich aber in allen Kliniken, in denen ich gearbeitet habe, so erlebt.»

Nun könnte sich Anna Marti eigentlich pensionieren lassen. «Ich mache jetzt noch einen Bonus!», erklärt sie fröhlich, die Arbeit gefalle ihr viel zu gut. Auch ihr Alter empfindet sie als Bereicherung. «Ich fühle mich viel sicherer in dem, was ich tue», sagt sie dazu, «ich begegne den Leuten anders und kann sie gut abholen. Ich glaube, mit jedem dazugewonnen Jahr versteht man die Situation des Gegenübers eher, ganz einfach, weil man selbst auch mehr erlebt hat.» Dies gebe auch Sicherheit in Deeskalationssituationen.

Ein Alltag mit bereichernden Begegnungen

Bei Arbeitsbeginn durch die Station zu gehen, Stimmungen einzufangen und zu schauen, wie es allen geht, sind Tätigkeiten, die sie in ihrem Arbeitsalltag als Pflegefachfrau Schwerpunkt Psychiatrie nach wie vor schätzt und noch eine Weile beibehalten möchte. «Wie geht es meinem Gegenüber wirklich? Wie können Ressourcen mobilisiert werden? Das sind Fragen, die meine Arbeitstätigkeit mitgestalten», bringt Wiedereinsteigerin Anna Marti ihre Motivation auf den Punkt. «Und nicht zuletzt sind es all die freudigen Begegnungen, die ich täglich bei meiner Arbeit erlebe.» ■



Anna Marti arbeitet seit fünf Jahren wieder als Pflegefachperson – und erlebt ihre Tätigkeit als sehr befriedigend. Foto: zvg

Natur und Sport geben Jugendlichen neue Hoffnung

Der Verein AltitudeZero hilft Jugendlichen in Schwierigkeiten, sich wieder aufzubauen: Er bietet ihnen naturnahe Aktivitäten und Aufenthalte sowie Sport an und fördert ihre Selbstüberwindung. Ein Treffen mit Jimmy Weber, Direktor und Gründer des Vereins.

Von Anne Vallelian

Die im Zentrum von Lausanne gelegenen hellen Räumlichkeiten mit skandinavischer Einrichtung vermitteln Geborgenheit. Die Landschaftsaufnahmen an den Wänden erinnern an die Camps, die von AltitudeZero regelmässig organisiert werden. Seit 2017 unterstützt der Waadtländer Verein junge Menschen zwischen 15 und 25 Jahren, die mit verschiedenen Problemen konfrontiert sind. Gleich zu Beginn stellt Jimmy Weber klar: «Wir sind keine Eingliederungsmassnahme. Wir bieten eine sozialpädagogische Betreuung an und wollen die Jugendlichen damit vor allem unterstützen, sich wieder aufzubauen.» Als gemeinnützige Organisation erhält AltitudeZero keine Subventionen. «Dieser Status verleiht uns viel Freiheit und ermöglicht massgeschneiderte Begleitungen. So sind individuelle und den verschiedenen Profilen angepasste Begleitungen möglich», erklärt der Direktor und Gründer des Vereins. Die jungen Menschen können AltitudeZero nicht einfach zugewiesen werden. In einem Gespräch ermittelt das pädagogische Team zuerst, ob eine Betreuung infrage kommt. Das regionale Sozialzentrum (CSR), Schulen, Kinderärztinnen und Psychiater, aber auch Privatpersonen können sich für eine ambulante Betreuung, betreutes Wohnen oder ein Auszeit-Camp an den Verein wenden.

Sport als wirkungsvolle Therapie

Im Rahmen der täglichen Betreuung können die Jugendlichen bei AltitudeZero zwischen verschiedenen Workshops

auswählen. Dazu gehört auch das pädagogische Boxen, wovon der Punchingball in der Sporthalle zeugt. Jimmy Weber betont: «Es ist uns wichtig, Aktivitäten anzubieten, bei denen sich die Jugendlichen ohne physische Gewalt mit sich selbst auseinandersetzen können. Die durch die Anstrengung ausgeschütteten Endorphine nutzen wir, um den Dialog zu fördern. Denn wir haben festgestellt, dass die Jugendlichen aktiv sein müssen, damit ein Austausch stattfinden und eine Beziehung aufgebaut werden kann.» Für einige ist das Boxen eine Therapieform. Für andere eignet sich eher Mountainbiken oder Kunst. Der Direktor präzisiert: «Die Möglichkeiten sind vielfältig. Uns geht es darum, dass die Jugendlichen sich ablenken können und es schaffen, sich uns anzuvertrauen.»

Bei vielen bewährt sich diese Methode. So auch bei Alexander (Name geändert). Jimmy Weber erzählt: «Nach einer besonders schwierigen Kindheit ist Alexander im Alter von 18 Jahren völlig verloren und orientierungslos zu uns gestossen. Der Kanton schickte ihn zu uns, da er auf der Strasse lebte und ein Familienmitglied im Gefängnis sass. Es musste dringend eine Lösung für diese prekäre Situation gefunden werden.» Alexander fand im Boxen eine heilende Therapie, die es ihm ermöglichte, seine Emotionen zu befreien. In den acht Monaten, in denen Alexander drei- bis viermal pro Woche zu AltitudeZero kam, entstand schnell ein Vertrauensverhältnis, was bei Weitem nicht bei allen Jugendlichen der Fall sei. «Wir haben mit ihm ein Dossier zusammengestellt, damit →

er eine eigene Wohnung finden konnte. Ausserdem fand er eine Lehrstelle auf einer Gemeinde. Heute geht es Alexander gut und er geht seinen Weg eigenständig», sagt Jimmy Weber.

Eigene Wohnung als zentrales Instrument

Bei anderen dauert der Aufbau einer Vertrauensbasis länger. Jimmy Weber erinnert sich an eine junge Frau, die sich in einer komplexen Situation befand und Zuflucht in Drogen suchte: «Als sie zu AltitudeZero kam, wollten auch die Heime nichts mehr von ihr wissen. Der Anfang war geprägt von Wutausbrüchen und wiederholtem Fernbleiben von Terminen – ein echter Kraftakt.» Die junge Frau hatte in ihrem bisherigen Leben nur Ablehnung erfahren. Ihr einziges Ziel war eine eigene Wohnung. «Als wir erkannten, dass dies für sie von zentraler Bedeutung war, unterstützten wir sie dabei, und sie erschien regelmässig zu den Terminen. Dennoch brauchte es mehrere Monate, bis sie Vertrauen zu uns fasste», so Weber. Gemäss dem Direktor ist eine eigene Wohnung ein wichtiges Instrument, um das Leben zu bewältigen. Aus diesem Grund stellt der Verein den



Beim pädagogischen Boxen setzen sich die Jugendlichen ohne physische Gewalt mit sich selbst auseinander. Foto: AltitudeZero

«Wir haben festgestellt, dass die Jugendlichen aktiv sein müssen, damit ein Austausch stattfinden und eine Beziehung aufgebaut werden kann.»

Jimmy Weber, Direktor und Gründer des Vereins AltitudeZero

Jugendlichen 14 betreute Wohnungen mit stilvoller, moderner Einrichtung zur Verfügung. Jimmy Weber führt weiter aus: «Die Jungen sind empfänglich für Design und schöne Räume. Es erscheint uns wichtig, dass sie sich darin wohlfühlen, aber auch Sorge dazu tragen. Wir gehen denn auch jede Woche vorbei, um nach dem Rechten zu sehen.» Werde die Wohnung nicht ordentlich und sauber gehalten, «reinigen wir sie gemeinsam mit der darin wohnenden Person und zeigen ihr, wie das geht», sagt Weber. Eine eigene Wohnung ist ein wichtiger Lernprozess für das ganze Leben.

Raus aus der Komfortzone

Die Organisation von Camps im In- und Ausland gehört zu den tragenden Säulen des Vereins. Eine Auszeit bietet jungen Menschen eine einzigartige Gelegenheit, für einige Tage aus ihrem gewohnten Alltag auszubrechen. Jimmy Weber erklärt: «Zudem dienen uns diese Camps dazu, die jungen Menschen besser kennenzulernen und ihre Verhaltensweisen zu beobachten. Ob auf einer Reise ins Wallis oder nach Island, einer Wanderwoche im Hochgebirge oder einer Mountainbiketour mit Übernachtungen im Zelt, das pädagogische Team holt sie mehrmals im Jahr aus ihrer Komfortzone heraus.» Die Camps würden sorgfältig vorbereitet, um die Sicherheit aller Teilnehmenden zu gewährleisten, etwa durch Rekognoszieren der Routen sowie der langjährigen und vertrauensvollen Zusammenarbeit mit den Guides. Schmunzelnd fährt er fort: «Ein Auszeit-Camp ist aber alles andere als eine Vergnügungsreise. In der freien Natur, fernab von Freunden und sozialen Netzwerken, kommen die Emotionen schneller hoch.»

Mountainbiken bei strömendem Regen oder steile Bergpfade stellen die Jugendlichen auf eine harte Probe. Gleichzeitig schaffen solche Bedingungen aber auch Vertrauen, weil sich das pädagogische Team denselben Herausforderungen stellt. «Die Jungen brauchen Beweise», meint Jimmy Weber, der Camps im Ausland besonders liebt, da die Jugendlichen nicht so leicht in Versuchung geraten, nach Hause zurückzukehren. In der Schweiz können sie einfach in einen



AltitudeZero organisiert regelmässig Auszeit-Camps im Wallis und in Island, wo die Jugendlichen aus ihrem Alltag ausbrechen können. Foto: AltitudeZero

Bus oder Zug steigen, wenn sie keine Lust mehr haben. Berge sind bei AltitudeZero allgegenwärtig: Sie hängen als Fotos an der Wand, zieren das Logo und stehen bei den Camps im Mittelpunkt. «Wandern ist ideal, weil dabei ein Ziel erreicht wird und Emotionen ausgelöst werden», betont Jimmy Weber. So sind die Natur und die Berge auch fest in der DNA des Vereinsgründers verankert. Nach einer schwierigen Kindheit verbrachte Jimmy Weber viele Wochenenden in einer Berghütte, weit weg vom Trubel und den Versuchen unten im Tal. Dort erfuhr er die wohltuende Wirkung der Natur.

Immer wieder neue Wege

Danach wollte Jimmy Weber jungen Menschen in Schwierigkeiten helfen und liess sich zum Erzieher ausbilden. Mehrere Jahre lang arbeitete er in Kinder- und Jugendeinrichtungen. Sein Traum: eines Tages eine Organisation mit Bezug zur Natur und zum Sport zu gründen. 2017 ging sein Traum in Erfüllung. Heute zählt der Verein sechs Mitarbeitende, von denen mehr als die Hälfte an der Front tätig sind. Die in einer eleganten Strasse in Lausanne gelegenen Räumlichkeiten zeichnen sich durch ein gepflegtes Erscheinungsbild aus und entsprechen gar nicht dem Bild, das man von sozialpädagogischen Massnahmen haben könnte. Jimmy Weber meint: «Wir haben das Glück, dass wir die Räumlichkeiten zu vorteilhaften Konditionen mieten können. Wie bereits

gesagt, ist Ästhetik den Jungen wichtig. Deshalb haben wir auch die Einrichtung unserer betreuten Wohnungen und unserer Räumlichkeiten sorgfältig ausgewählt.» Über dem Holztisch hängt das Logo von AltitudeZero. Jimmy Weber erklärt: «Die drei abgebildeten Berge stehen für die drei Säulen des Vereins: ambulante Betreuung, betreute Wohnungen und Auszeit-Camps. Der Name AltitudeZero bedeutet: Wenn man auf dem Gipfel steht und nichts mehr sieht, muss man wieder hinabsteigen.»

Als leidenschaftlicher Fotograf hält Jimmy Weber alle Camps mit seiner Kamera fest. Die wunderschönen Fotos werden anlässlich des siebenjährigen Bestehens des Vereins im Jahr 2025 ausgestellt. Zur gebührenden Feier dieses Jubiläums plant das Team eine grosse Fotoausstellung, um Geld für den Verein zu sammeln. Sein Sitz befindet sich in Lausanne, er verfügt aber über weitere Räumlichkeiten im Wallis und in Yverdon und bald auch in Genf. Abschliessend sagt Jimmy Weber: «Wir versuchen stets, uns den Bedürfnissen der Jugendlichen anzupassen und auf ihre Motivation einzugehen, damit sie sich wieder aufbauen können. Angesichts einer sich laufend verändernden Jugend müssen wir immer wieder neue Wege gehen. Das ist eine spannende und extrem herausfordernde Aufgabe.» ■

Menschen mit Beeinträchtigung und Demenz begleiten

Auch Menschen mit Behinderungen werden älter und sind deshalb zunehmend von Alterserscheinungen wie Demenzen betroffen. Das stellt sie und die betreuenden Personen vor spezielle Herausforderungen. Demenzexpertin Antje Hirt*, die in der Stiftung Balm in Rapperswil-Jona SG als Pflegefach- und Führungsperson arbeitet, erläutert praxiserprobte Strukturen und Massnahmen.

Die Lebenserwartung von Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung ist erheblich gestiegen. Dadurch steigt gleichzeitig das Risiko von alterstypischen Erkrankungen, zu denen auch Alzheimer und andere Demenzen zählen – und diese treten bedeutend früher auf als bei Menschen ohne Behinderung. Eine für Demenz besonders anfällige Gruppe sind Menschen mit Down Syndrom. Das Alzheimerisiko bei Trisomie 21 wird auf über 90 Prozent beziffert, 70 Prozent sterben daran. Nicht selten sind erste Anzeichen zudem bereits ab einem Alter von 40 Jahren erkennbar.

Im Bereich Wohnen der Stiftung Balm mit Niederlassungen in Rapperswil-Jona und Schmerikon wurde bereits 2017 die Entscheidung getroffen, mit einer Demenzwohngruppe zu starten, um Betroffene gezielter zu unterstützen. Obwohl die benötigten Strukturen geschaffen wurden, zeigte sich, dass ohne entsprechendes

Pflege- und Demenzgrundwissen die Arbeitsbelastung stieg und die Personalsituation sich verschärfte. Als ich 2019 als Pflegefach- und Führungsperson in die Stiftung Balm wechselte, um die Demenzwohngruppe zu übernehmen, lautete der Auftrag, mein Wissen zur Demenz einzubringen, das Konzept dazu zu überarbeiten und zur Organisationsentwicklung beizutragen.

Krampfanfälle können zu Verunsicherung führen

Bei Menschen mit Trisomie 21 sind die zuerst betroffenen Bereiche im Gehirn wesentlich für Impulskontrolle und Handlungsplanung. Im späteren Verlauf treten epileptische Anfälle auf. Sind die Betreuenden auf solche Ereignisse nicht vorbereitet, kann das Erleben eines Krampfanfalls zu Verunsicherung und Angst führen. Nach jedem Anfall ist zudem ein weiterer kognitiver Abbau wahrscheinlich. Klassische

Medikamente gegen Epilepsie zeigen bei diesen demenzbedingten Anfällen keine Wirkung.

Weitere häufige Veränderungen sind mundmotorische Störungen mit erschwerter Nahrungsaufnahme, wie etwa Kau- und Schluckstörungen durch eine zentrale Koordinationsstörung. Das hat zur Folge, dass Flüssigkeiten schon sehr früh andickt werden müssen, um ein Verschlucken zu verhindern. Zudem ist die Sprache «verwaschener» mit sichtbar erschwerter Zungenkoordination, was den Einsatz von Unterstützter Kommunikation und die Verwendung von Gebärden erfordert. Auch das Phänomen, mit imaginären Personen zu reden, nimmt zu. Hier ist es sehr schwierig zu unterscheiden, ob demenzbedingte Halluzinationen auftreten oder es sich um eine Angewohnheit aus der Kindheit handelt. Nicht zuletzt ist die Gangunsicherheit und damit die Sturzgefahr erhöht.

Hier besteht die Herausforderung darin, den Bewohnenden die Nützlichkeit von Hilfsmitteln, wie zum Beispiel einem Rollator, näherzubringen und die Anwendung einzuüben.

Bedeutung der Unterstützten Kommunikation

Eine wichtige Bereicherung meiner täglichen Arbeit – welcher ich in Pflegeheimen auf Demenzabteilungen nicht begegnete – sind die umfassenden Massnahmen der Unterstützten Kommunikation. Sobald die Sprachfähigkeit eingeschränkt ist, trägt sie zu besserer Verständigung bei. Die Mit- und Selbstbestimmung bleibt dadurch wesentlich länger erhalten. Piktogramme, Gebärden und einfache technische und elektronische Hilfen machen eine Alltagsbewältigung bei einem kognitiven Abbau möglich, auch wenn die Menschen nicht damit aufgewachsen sind. Im leichten bis mittleren Stadium einer Demenz können Betroffene durchaus noch Neues lernen und einüben.

Hierzu ein Beispiel, wie wir die Menschen befähigen, sich ohne unsere Hilfe Informationen zu holen: Die Mitglieder unserer Wohngruppe fragen regelmässig, was es zu essen gibt. Da es selbst der empathischsten Begleitperson schwerfällt, auch nach mehreren Wiederholungen freundlich immer dasselbe zu antworten und die Fragenden den Stimmungs-

wechsel sehr feinfühlig bemerken, haben wir einen Big Point angeschafft. Das ist ein Aufnahmegerät in Form eines grossen Druckknopfes. Täglich sprechen wir dort den Wochentag und das Menu auf. Bei der Frage nach dem Essen bitten wir darum, diesen Knopf zu drücken. Unterstützt wird die Information mit einem Bild, welches auf dem Big Point angebracht ist. Unseren Leuten macht es grossen Spass, diesen Knopf zu drücken. Sie haben die Möglichkeit, es mehrmals hintereinander zu tun, und lernen, selbständig zu dieser Information zu kommen.

Klienten zu Experten ihrer Wirklichkeit machen

Wie bereits erwähnt, ist auch die Arbeit mit einfachen Gebärden nicht mehr wegzudenken. Essen, trinken, duschen oder aufs WC gehen werden im Verlauf einer Demenz durch reine Lautsprache kaum noch verstanden – in Kombination mit einer Gebärde hingegen funktioniert es. An dieser Stelle möchte ich auf die Wichtigkeit von Agogik-Fachstellen und Fachgruppen der Unterstützten Kommunikation hinweisen. Es braucht institutionelle Angebote, bei denen sich die Personen mit Einschränkungen wie auch die Teams Unterstützung holen können. Gemeinsam auf der Suche zu bleiben nach hilfreichen Werkzeugen und Unterstützungstools, die sinnvoll und angemessen sind, ist unerlässlich.

Über allen praktischen Tools steht in der Stiftung Balm das Konzept des Lösungsorientierten Ansatzes. Dieser regt dazu an, sich immer wieder selbst zu reflektieren, und ist für mich ein goldener Schlüssel im Umgang mit Betroffenen. Die Klienten zu Experten ihrer Wirklichkeit zu machen, die Haltung des Nichtwissens einzunehmen und sicher zu sein, dass jedes Verhalten einen guten Grund hat, befreit uns im Alltag von dem belastenden Gedanken, immer sofort eine Lösung haben zu müssen. Eine solche Haltung regt dazu an, die kleinen Schritte zu sehen und zu gehen, auf

Ausnahmen zu achten und uns auf die Ressourcen und auf das, was gelingt, zu konzentrieren.

Kombination agogischen und pflegerischen Wissens

Um Menschen mit Demenz alltagspraktisch zu begleiten, sie zu befähigen, dort präsent zu bleiben, wo es möglich ist, gemeinsam mit ihnen immer wieder den passenden Rahmen zu gestalten, brauchen wir sowohl das gesamte agogische wie auch pflegerische Fachwissen. Genauso wie wir Teilhabe gewährleisten und Wechselwirkungen berücksichtigen, müssen palliative Situationen bewältigt und beispielsweise Wunden professionell versorgt werden können. Dieses Wissen ist nicht nur auf den Demenzwohngruppen wichtig, sondern in allen Wohngruppen, in denen ältere Menschen leben. Gemäss meiner Erfahrung kommt es eher selten vor, dass ein Wohngruppenwechsel wegen einer demenziellen Entwicklung zu dem Zeitpunkt stattfinden kann, an dem er notwendig wäre. Daher müssen auch weniger routinierte Begleitpersonen in der Lage sein, Anpassungen im Umfeld, in der Tagesstruktur und in der Kommunikation vorzunehmen.

Ich habe die Hoffnung, dass die zukünftige Entwicklung in Richtung Subjektfinanzierung und die Verkleinerung der Wohngruppen eine spezielle Demenzwohngruppe einmal unnötig machen. Ich hoffe, dass die geschaffenen Voraussetzungen es ermöglichen werden, dass – egal wie der Mensch sich verändert – er an seinem langjährigen Wohnplatz bleiben und begleitet werden kann. ■

* Antje Hirt ist diplomierte Pflegefachfrau. Sie hat einen eidgenössischen Abschluss zum Führen von Teams in sozialen sowie sozialmedizinischen Institutionen und ist ausgebildete LOA-Trainerin. In der Stiftung Balm in Jona führt sie eine Wohngruppe und ist Stellvertreterin der Fachstelle Pflege.

WEITERBILDUNGEN

- Am Zentrum für lösungsorientierte Beratung in Winterthur führt Antje Hirt den Tagesworkshop «Gedanken fischen – Menschen mit Demenz lösungsorientiert begleiten» durch. Der Workshop findet am 19. September 2024 in der alten Kaserne in Winterthur statt. Weitere Infos unter zlb-schweiz.ch
- Artiset Bildung führt nächstes Jahr erneut den zweitägigen Kurs «Demenzkranken Menschen mit einer Beeinträchtigung betreuen» durch. Infos unter agenda.artiset.ch

Selbstbestimmung ist (k)eine Selbstverständlichkeit



Daniel Frei, Co-Präsident Artiset Zürich. Foto: zvg

«Das Selbstbestimmungsgesetz ist auch ein Bekenntnis zu stationären Angeboten. Sie sind und bleiben wichtig.»

Die Freiheit zu haben, über seine Lebensführung selber entscheiden zu können, ist in unserer liberalen Gesellschaft mit Demokratie und Rechtsstaat für die meisten eine Selbstverständlichkeit. Doch aufgepasst: Global betrachtet, kann die Selbstbestimmung je nach politischem System eingeschränkt oder inexistent sein. Und auch bei uns gilt: Wer beispielsweise einen Beistand hat oder inhaftiert ist, verliert formell einen Teil seines Selbstbestimmungsrechts. Daneben gibt es aber auch informelle und faktische Einschränkungen. Davon sind insbesondere Menschen mit Behinderung betroffen. Sie haben je nach Situation in verschiedenen Lebensbereichen keine freie Wahl. Für sie galt lange die fürsorgliche Fremdbestimmung: Andere entschieden, was für diese Menschen passend war.

Das neue Zürcher Selbstbestimmungsgesetz nimmt an diesem Punkt einen Paradigmenwechsel vor: Es schafft Wahlfreiheit in der Wohnform. Wer Selbstbestimmung als einen Gedanken der Menschenrechte versteht, für den ist dies ein folgerichtiger Schritt, der auch dem Ziel der UN-Behindertenrechtskonvention entspricht: Menschen mit und ohne Behinderung sollen über die gleichen Rechte verfügen.

Selbstbestimmung ist aber mehr als eine Wohnfrage. Letztlich geht es um Teilhabe und Inklusion, und damit um alle Lebensbereiche und Alterskategorien. Insofern ist das Selbstbestimmungsgesetz der Anfang – und nicht das Ende – eines längeren und grösseren Prozesses. Dabei gibt es auch Grenzen: Es wird nie allen alles möglich sein. Dies ist Normalität bei Menschen mit und ohne Behinderung. Es werden weiterhin Unterstützungen und Stellvertretungen benötigt für nicht entscheidungsfähige Personen.

Für die Institutionen zählt: Das Selbstbestimmungsgesetz ist auch ein Bekenntnis zu stationären Angeboten. Sie sind und bleiben wichtig. Das neue Gesetz gibt zudem mehr unternehmerischen Freiraum zur Schaffung neuer (auch ambulanter) Angebote.

Die Umsetzung ist freilich ein Marathon und kein Sprint: Umso wichtiger ist es, diesen Prozess proaktiv mitzugestalten, wie es Artiset Zürich bewusst seit Beginn getan hat – und dabei im Interesse der Sache Positives und Problematisches gleichermaßen zu thematisieren. ■



Profis in Care Hand in Hand

In Heimen und Spitälern werden die Anforderungen an die Verpflegung immer anspruchsvoller. Transgourmet hilft Ihnen, Ihren Arbeitsalltag zu vereinfachen und Kosten zu optimieren. Wir bieten Hand bei der Gestaltung von individuell auf Sie zugeschnittenen Lösungen – von Profi zu Profi.

Wenden Sie sich an unser Care-Kompetenzteam über care@transgourmet.ch

